

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1899

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0001 | log4

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Oskar Hofsfeld.

I. Jahrgang.
Nr. 1.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis
einschl. Abtrags, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das
Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Centralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 4. Januar
1899.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Zur Einführung.

Ueber den Werth der Geschichtskunde haben, so lange Culturvölker bestehen, niemals Zweifel geherrscht. Die Nothwendigkeit sorgfältiger Pflege der geschichtlichen Wissenschaften ist immer anerkannt worden, und für die Aufwendung von Mitteln aller Art zu ihrer Förderung ist der Sinn jederzeit offen gewesen. Niemandem würde es einfallen, den Nutzen des Sammelns und Erhaltens von Inschriften oder Urkunden, die Bedeutung der geschichtlichen Quellen, die Unentbehrlichkeit der Archive zu bestreiten. Und merkwürdig: gegenüber einer der werthvollsten Arten von Hilfsmitteln der Geschichtsforschung, gegenüber den auf uns gekommenen steinernen Urkunden, den Baudenkmalern und ihrem Zubehör, erhält sich in breiten Schichten der Bevölkerung eine Gleichgültigkeit oder Blindheit, die manchmal irre werden läßt an der Culturhöhe, die unsere Zeit so gern für sich in Anspruch nimmt. Im „Verkehrinteresse“ werden Mauern und Stadttore, werden öffentliche und Privatgebäude aus früheren Jahrhunderten dem Untergange geweiht. Selbst da legt man sie nieder, wo von einer wirklichen Behinderung des für die Wohlfahrt des Gemeinwesens nothwendigen Verkehrs nicht die Rede sein kann. Aus „sanitären Rücksichten“ werden anziehende alte Stadttheile niedergerissen und ihre Straßen begradigt, ohne daß ein zwingendes Bedürfnis dafür vorliegt oder das Gewollte erreicht wird. In dem Wahne, daß „Freilegen“ unter allen Umständen eine verdienstliche Sache sei, werden Denkmalbauten einer Umgebung beraubt, die sie zu ihrer künstlerischen und auch ethischen Wirkung nicht entbehren können. Die Sucht, die eigene Leistung an Stelle des ehrwürdigen alten Werkes zu setzen, auf der einen, die wohlgemeinten, aber gerade darum besonders gefährlichen Stilreinigungsbestrebungen auf der anderen Seite, selbst irgeleiteter Sammeleifer, der die beweglichen Kunstgegenstände aus der Umgebung, für die sie geschaffen sind, zu entfernen trachtet, sie treten hinzu, um unseren trotz all des unwiederbringlich Verlorenen doch noch immer erstaunlich reichen Denkmälerschatz mehr und mehr zusammenschmelzen zu lassen.

Die Erklärung für diese Erscheinungen, soweit sie im einzelnen vorstehend nicht bereits angedeutet wurde, ist leicht zu finden. Wenn jene Denkmäler auch in den meisten Fällen geschichtliche Bedeutung haben, so überwiegt bei ihnen doch in der Regel das künstlerische Interesse. Damit aber wird die Frage nach dem Werthe sofort dem persönlichen Urtheile, dem Geschmacke unterworfen. Auch Zeitströmungen, künstlerische Neigungen und Richtungen sprechen mit, wie es denn auch in unserer Zeit keineswegs an solchen fehlt, die das Heil für die Kunst in der Lossagung von aller Ueberlieferung erblicken. Hinzu kommen vielfach als ausschlaggebender Grund die aus der Beseitigung eines Kunstdenkmals erhofften materiellen Vortheile, durch die sich Einzelne wie ganze Gemeinwesen in blindem Eigennutz zu oftmals ganz vandalischem Vorgehen hinreißen lassen.

Und dennoch hat sich allmählich die Erkenntniß Bahn gebrochen, daß solch kurzsichtigem Treiben Einhalt geboten werden muß. Man sieht ein, daß auch für die Pflege der Kunstdenkmäler das goldene Wort Bismarcks gilt, nach welchem es ein Schaden der schwersten Bedeutung für ein Volk ist, wenn in ihm das lebendige Bewußtsein der Verbindung mit seiner Herkunft und Vergangenheit erloschen ist. Zwar sind ja auch schon zu früheren Zeiten Anläufe gemacht worden, fortzubauen auf dem von den Vätern gewonnenen Boden und zu diesem Zwecke auf die Erhaltung der heimischen Denkmäler die erforderliche Sorgfalt zu verwenden. Doch waren diese Anläufe zu sehr der Ausflufs allgemeinen, unbestimmten romantischen Empfindens, dem der feste Boden eines kräftigen nationalen Bewußtseins fehlte. Auch waren sie einseitig auf einen

bestimmten Stil, insbesondere auf das Gothische gerichtet und ließen damit die Geschichte nicht zu ihrem Rechte kommen. Vor allem aber mangelte es an der erforderlichen gründlichen Erkenntniß des eigentlichen Wesens der alten Kunstweisen. Man begnügte sich mit der Betrachtung der Oberfläche, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen und sich dadurch zu befähigen, echt, d. h. aus dem Geiste des alten Werkes heraus zu arbeiten. Daß das heute anders geworden ist, kommt besonders der Thätigkeit des wiederherstellenden und ergänzenden Künstlers zu gute. Und wenn in dieser Hinsicht freilich noch immer viel zu wünschen übrig bleibt, so ist doch nicht zu verkennen, daß in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe schöner Erfolge erzielt ist. Erhebliche Fortschritte gemacht sind in neuerer Zeit aber auch durch den planmäßigen Ausbau der Einrichtungen, welche die Vorbedingungen schaffen für jene Thätigkeit des Wiederherstellens, die in der Hauptsache die Aufgabe des Architekten sein wird. Die Organisation, d. h. also die auf Einrichtung, Arbeitsweise und Ausbau der Denkmalpflege gerichtete Thätigkeit behördlicher und nichtbehördlicher Stellen ist in unablässiger Verfolgung der als richtig erkannten Bahnen dem erstrebten Ziele ein gut Stück näher gekommen. Die schwierigen das Eigenthumsrecht an den Denkmälern betreffenden Fragen haben lichtvolle Erörterung von sachverständiger Seite erfahren und sind durch schriftstellerische Darlegungen der Denkmalpflege in auswärtigen Culturstaaten ergänzt worden. Durch die Anlegung der Inventare oder sachgemäße Einordnung in Klassen ist nicht nur ein fester Anhalt für die Unterstellung des Denkmälerbestandes unter die geltenden Gesetze und Bestimmungen gewonnen, sondern das Volk wird auch auf seinen Denkmälerschatz aufmerksam gemacht, es lernt aus den mundgerechten Darlegungen der Inventarienwerke den Werth dieses Schatzes erkennen, gewinnt ihn lieb und wird angeregt, sich sein Studium und seinen Schutz angelegen sein zu lassen. Provincialcommissionen und Conservatoren wachen in den einzelnen Landestheilen über deren Kunstschatze, unterstützt durch zahlreiche, von warmer Hingabe an die Sache erfüllte Pfleger sowie durch die Thätigkeit von Vereinen, die sich die Erforschung der Kunstdenkmäler und die Förderung der zu ihrer Erhaltung nothwendigen Maßregeln zur Aufgabe gemacht haben. An Museen und Archiven fehlt es nicht, die das Studium der Denkmalkunde erleichtern und denjenigen Beständen sichere, nutzbringende Unterkunft gewähren, für die der unmittelbare Zusammenhang mit der Stätte ihrer ursprünglichen Bestimmung ausgeschlossen ist. Endlich sind auch auf dem Gebiete des Schriftthums und der Veröffentlichungen erfreuliche Erscheinungen zu verzeichnen. Auf Unternehmungen wie das große Limeswerk oder wie die Veröffentlichung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, welche die Darstellung des durch die Strömung der Gegenwart besonders gefährdeten Bauernhauses zum Gegenstande hat, darf das deutsche Volk mit Genugthuung blicken. Die meisten einschlägigen schriftstellerischen Erzeugnisse sind aber bescheidener Art; als Abhandlungen über Aufgaben der Denkmalpflege oder über einzelne Kunstdenkmäler, als kürzere Aufsätze und Mittheilungen verlieren sie sich in die vielen heutzutage bestehenden Zeitschriften. Es fehlt an der Sammelstelle, wo sie leicht aufgefunden werden, wo sie nachhaltig wirken und für das Studium bestimmter Fragen nutzbar gemacht werden können.

Eine solche in den Dienst der Denkmalpflege gestellte Sammelstätte soll die Zeitschrift sein, mit der wir heute an die Oeffentlichkeit treten. Die Behandlung der Punkte, die in den vorstehenden Zeilen gestreift sind, soll ihren Inhalt bilden. Insbesondere will sie der Allgemeinheit auch Entdeckungen und Erfahrungen technischer und kunstwissenschaftlicher Art vermitteln, die in der Studirstube

oder in Ausübung des Pflegeramtes, bei der Aufnahme oder bei der Wiederherstellung von Baudenkmalern durch die Einzelnen gemacht werden. Und nicht zuletzt soll es die Aufgabe der „Denkmalpflege“ sein, da die Stimme zu erheben, wo ein Kunstdenkmal aus Unkenntnis oder Mangel an Ehrfurcht vor dem Alten in seinem Bestande bedroht ist, wo Neuerungs- oder Gewinnsucht und mangelnder oder irgeleiteter Kunstsinn gegen uneretzliche Hinterlassenschaften vergangener Zeiten zu Felde ziehen.

Wenn die Herausgabe des neuen Blattes in dankenswerther Weise durch die Organe der Denkmalpflege in Preußen angeregt worden ist, und wenn das junge Unternehmen aus naheliegenden Gründen den Anschluss an das Centralblatt der Bauverwaltung gesucht hat, so ist damit keineswegs beabsichtigt, das etwa nur oder doch vorwiegend preussische Angelegenheiten und preussische Denkmäler in diesen Spalten behandelt werden sollen. Wir werden uns mit ganz besonderer Freude die Erhaltung der Kunstdenkmäler im ganzen deutschen Vaterlande angelegen sein lassen. Auch die Einrichtungen und Errungenschaften, die Bemühungen und die Leistungen des Auslandes auf dem Gebiete des Denkmalschutzes sollen in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden. Unsere Ziele bedeuten endlich durchaus keinen Gegensatz zu den auf die Fort-

entwicklung der Kunstzweige aller Art gerichteten neuzeitlichen Bestrebungen. Wir sind im Gegentheil überzeugt davon, das das, was wir erreichen möchten, dem Kunst-Schaffen der Gegenwart wie der Zukunft zu gute kommen wird.

„Am guten Alten in Treuen halten,
Am kräftigen Neuen sich stärken und freuen,
Wird niemand gereuen.“

so lautet ein bekanntes Wort Emanuel Geibels, das der Dichter in das Stammbuch des Lübecker Schifferhauses geschrieben hat. Um das kräftige Neue hat's keine Noth, es sorgt für sich und bricht sich selbst Bahn. Das gute Alte aber, das uns die Väter überliefert haben, bedarf der steten liebevollen und sorgfältigen Pflege. Sie zu üben ist unsere Aufgabe; Sorge zu tragen, das der vaterländische Sinn sich auch auf die Erhaltung der alten heimischen Denkmäler erstreckt, auf das der Born nicht versiege, aus dem die Kunst eines Volkes schöpfen muß, will sie sich ihre Jugendfrische, ihre bodenwüchsige Kraft und damit ihren erziehlischen Werth zum Nutzen des Vaterlandes dauernd bewahren.

Die Schriftleitung der Denkmalpflege.

Otto Sarrazin.

Oskar Hofsfeld.

Die Kirche zu Jung-St. Peter in Straßburg.

Ein Beitrag zur Baugeschichte des Mittelalters.

Die genannte Kirche, ein mannigfach gegliedertes Bauwerk von großen Abmessungen, liegt mit ihrem Kreuzgang und den ihn umziehenden ehemaligen Stiftsgebäuden in einem der ältesten Theile Straßburgs, dicht beim früheren Petersthor. Vernachlässigt, verkommen, durch neuere unorganische Umbauten entstellt, hat der ganze Baucomplex die Aufmerksamkeit von Künstlern und Kunstgelehrten bisher nur in geringem Grade auf sich gezogen. Eine nähere Beschäftigung mit der Anlage ergibt aber, das sie des allseitigen Interesses in besonderem Maße würdig ist und das wir es sowohl bei der Kirche wie bei ihren Anbauten mit höchst merkwürdigen Schöpfungen aus den verschiedensten Zeitabschnitten älterer und neuerer Kunst zu thun haben. Kirche und Kreuzgang werden zur Zeit wiederhergestellt; die Leitung der betreffenden Arbeiten liegt in den Händen des Unterzeichneten.

St. Peter ist eine Stiftung höchsten Alters. Nachdem auf dem Grunde, den sie einnimmt, schon im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung ein Kirchlein gestanden, wurde im Jahre 1031 mit einem großen Neubau begonnen. Seitdem hat eine künstlerisch gerichtete Bauthätigkeit daselbst 700 Jahr lang niemals geruht. Es ist höchst wahrscheinlich, das zwei Flügel des heutigen Kreuzganges noch auf jene größere Gründung, also auf die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts zurückgehen; dieselben sind auch bisher von allen, die sich mit dem Petersstift schriftstellerisch beschäftigt haben, dementsprechend datirt worden. Was hinsichtlich der späteren Bauten aber nach der Seite der Zeitbestimmung hin bis heute geleistet wurde, verdient, wie ich gleich bemerken will, weniger Beachtung. Die bezüglichen fachmännischen Ausarbeitungen stehen auf schwachen Füßen und treffen nirgend das Richtige. Selbst was dabei an einfacher Beschreibung der Thatsachen nebenhergeht, bedarf fast durchgängig der Berichtigung.

Die Jung-St. Peterskirche, mit deren Bau der Straßburger Bischof Wilhelm in dem genannten Jahre 1031 (oder 1035?) begann, war von vornherein eine Stiftskirche, d. h. ihre Geistlichkeit war zu gemeinsamem Leben nach der (Augustinischen) Regel verpflichtet. Es mußten dementsprechend gleichzeitig ein Kreuzgang und eine Anzahl von Stiftsgebäuden errichtet werden, und es sind Gründe zu der Annahme vorhanden, das die damals geschaffene Anlage im wesentlichen schon denselben Umfang hatte, wie ihn Kirche und Stift jetzt zeigen. Der heutige Zustand ist aber der, das um einen fast quadratischen Kreuzhof herum vier Flügel des Kreuzganges entlang ziehen, dem Südfügel sich die Kirche vorlegt und die drei anderen Kreuzgangflügel von stattlichen zweistöckigen Gebäuden umgeben sind, die eben das ehemalige Stift vorstellten. Seit der französischen Revolution sind diese Gebäude leider in Privatbesitz übergegangen, nur Kirche und Kreuzgang sind noch öffentliches Eigenthum. Diese Theile der Gesamtanlage stellt der beistehende Grundriß (Abb. 1) dar. Von den Kreuzgangflügeln sind, wie schon gesagt, der südliche und westliche sehr alt; sie gehören sichtlich dem 11. Jahrhundert an. In der Innenwand wechseln starke Säulen mit feinen Säulchen. Jene, noch an Ort und Stelle stehend, sämtlich verschieden gebildet, zeigen eine reiche, aber ganz phantastische Ausbildung, die nirgend dem späteren romanischen Formenkanon

folgt; die Säulchen, nicht mehr an ihrem Platze befindlich, aber in altem Bauschutt wieder aufgefunden, sind regelmäßiger, indes ausgesprochen frühromanisch. Die Ausführung dieser Steinmetzarbeit ist noch eine sehr unbeholfene, kindliche. Der Haustein ist offenbar theuer gewesen, seine Verwendung ist so auf das nothwendigste eingeschränkt, das z. B. die schwachen Pfeilerchen neben den auf der Mitte der Flügel angeordneten Thüren nur eine Haut aus hochkantig gestellten Sandsteinplättchen besitzen, während der innen verbleibende kleine Kern mit schlechtem Gußwerk ausgefüllt ist. Die Eckpfeiler sind über die Flurbreite hin durch Bögen abgesteift, die nach Art gotbischer Strebebögen ansteigen, eine Anordnung, die an spätere Constructionen in den Kreuzgängen der Bettelorden erinnert. Die Decke des Kreuzganges wurde einfach durch die Dachschalung gebildet. Der östliche Kreuzgangflügel ist im 14. Jahrhundert erneuert und mit Gewölben und Maßwerfenstern versehen worden. Der nördliche ist gleichfalls nicht mehr in alter Form erhalten. Man erblickt hier eine schlichte, mit großen rohen Bogenöffnungen durchbrochene Mauer, die nach 1750 an die Stelle der alten zierlichen Architektur getreten ist.

Wenn der Architekt, der von Straßburg etwa nur einen allgemeinen, flüchtigen Eindruck hat gewinnen können, der schönen Stadt gedenkt, so taucht vor ihm auf das Bild einer überwältigenden Herrlichkeit altdeutscher Steinmetzenkunst. Es ist das Münster, das die Erinnerung beherrscht. Im Gegensatz zu ihm jedoch war wenigstens die mittelalterliche Stadt eine Backsteinstadt, wo in der Baukunst der Maurer, nicht der Steinmetz den Ton angab. Freilich darf man beim Straßburger Backsteinbau nicht an den der norddeutschen Ebene oder der Lombardei denken. In Straßburg war der Backstein nur Massenmaterial, nie ist er im fertigen Gebäude sichtbar geblieben, sondern alles Backsteinwerk wurde im Außern wie im Innern verputzt und gemalt¹⁾. So besteht denn, während die zarten Stützen des Kreuzganges allerdings die Herstellung aus Haustein nöthig machten, fast die ganze Kirche aus Backsteinmauern, mit Putz überzogen und nur dünn mit Einzelheiten aus Sandstein ausgestattet. Welches Vertrauen man im Mittelalter auf die Güte und Haltbarkeit des Putzes setzte, geht daraus hervor, das man, was an Quadermaterial zu beschaffen war, hauptsächlich im Innern, nicht im Außern verwandte.

Die Kirche hat, ihrer Bestimmung entsprechend, einen langen Chor. Er ist aus dem Zehneck geschlossen. Das Langhaus besteht aus dem Mittelschiff, einem nördlichen und zwei südlichen Seitenschiffen und wird nahe vor seinem westlichen Ende von einem schmalen Kreuzschiff durchquert. Das nördliche Seitenschiff, das westlich vor diesem Kreuzschiff liegt, hat doppelte Breite, und es schliessen sich ihm noch weiter nach Westen hin zwei fernere Joche an, die aber in ihrer Breite wieder eingeschränkt werden, da ein schief vor dem Mittelschiff stehender Westthurm den Raum einengt. Das verdoppelte südliche Seitenschiff zieht sich nach Osten hin noch um eine Jochlänge neben dem Chore fort. In der Verlängerung des nördlichen Seitenschiffes liegt nach Osten eine

¹⁾ Auch die Jung-St. Peterskirche war selbstverständlich außen und innen gänzlich gemalt.

Sacristei. Dem Chor ist östlich eine Capelle vorgelegt, dem südlichsten Seitenschiff in der gleichen Richtung eine ebensolche. Südlich vom Thurm liegt gleichfalls eine Capelle, nördlich vor dem Kreuzschiff eine weitere. Vor der Südfront erhebt sich als Vorlage eine mächtige Portalhalle. Die Kirche ist eine Basilika, d. h. Chor, Mittelschiff und Kreuzschiff steigen über die Seitenschiffe empor.

Die aufgeführten Theile der Kirche sind nicht mit einem Male, sondern in sehr verschiedenen Zeitabschnitten entstanden. Ein Ueberblick über den interessanten Kirchenbau dürfte sich am leichtesten gewinnen lassen, wenn eine Eintheilung des einzelnen an der Hand der überall gut festzustellenden Bauabschnitte erfolgt.

Erster Bauabschnitt. Bei den Arbeiten im Chore, der frühgothisch ist, haben sich die Fundamente einer bedeutend älteren Choranlage gefunden; sie kann für die von 1031 angesprochen werden und weist einen höchst eigenthümlichen Grundriß auf, der später, wenn auch im Schiffe die Grundmauern der frühesten Kirche nachgesucht sein werden, veröffentlicht werden wird. Erwähnt sei jetzt nur, daß zwei Chorthürme vorhanden waren und daß die alte Kirche im Mittelschiff viel schmaler war als die jetzige. Die Längsachse von Chor und Mittelschiff paßte auf die des noch vorhandenen Westthurmes. Dieser ersten frühromanischen Bauzeit gehört auch noch das untere Mauerwerk der Außenwand des nördlichen Seitenschiffes an.

Zweiter Bauabschnitt.

Die frühromanische Kirche ist gegen 1180 durch einen Neubau ersetzt worden, wobei Chor und Mittelschiff die vorgenannte geringe Breite (etwa 6 m) behielten. Von diesem Bau stammen noch die Längsmauern der jetzigen Sacristei, die damals ein Nebenchor, und ein Stück der Südwand des Chores, das damals Außenmauer eines Nebenchores war. An diesen Theilen finden sich in Backstein vorgemauerte, geputzte Bogenfriese.

Dritter Bauabschnitt.

Die zweite romanische Kirche hat einen Westthurm nicht besessen, dagegen höchst wahrscheinlich nach bekannter rheinischer Sitte eine westliche Apsis. Um 1200 bis 1210 gründete man einen großen westlichen Mittelthurm, verband ihn mit dem schon bestehenden Schiff durch ein Paar Zwischenwände und richtete das Erdgeschoß dieses Thurmes als Westchor ein. Der Thurm ward zunächst bis zur Höhe von drei Stockwerken ausgeführt, besteht in den Massen ausnahmsweise aus Bruchstein und ist mit Gesimsen, Lisenen und Bogenfriese aus Haustein versehen.

Vierter Bauabschnitt. Ehe man mit diesem Thurmbau weiter gedieh, lernte man (gegen 1220) den gothisirenden Uebergangsstil kennen. Ihm gehört das dritte Stockwerk an, dessen Architektur sich an die Thürme von Limburg, Andernach usw. anschließt: Säulchen, zu zweien hinter einander gestellt, Basen mit Hohlkehle und Eckblättern, Knospenkapitelle mit und ohne Kelchrand, Bogenfriese. Die Massen sind Backstein, die Architektur ist theils Haustein, theils Putz.

Fünfter Bauabschnitt, der Chor. Ich setze seine Entstehung in die Zeit um das Jahr 1250. Er besteht aus Backstein mit spärlichen Hausteindetails. Zwei kleine Portale in den Längsmauern zeigen noch Uebergangsstil, das Maßwerk der zweitheiligen Fenster ist einfach gefast, die Vierpässe darin sind ungeschickt gezeichnet, die Theilungsbögen unter ihnen bloße Spitzbögen. Im Innern hat das Basenprofil der Dienste noch die Hohlkehle. Die Plinthe der Basen ist viereckig, die Dienste sind auf Spalt vorgesetzt, mit einzelnen Bindersteinen befestigt, Capitele und Schlusssteine sind unsicher und dilettantisch behandelt. Der Meister war ein Mann wie derjenige, der die östlichsten Schiffsjoche am Münster in Straßburg und in Freiburg gebaut hat, d. h. ein Deutscher, der die von Westen her eindringende französische Gothik mehr von Hörensagen als von persönlicher Anschauung kannte. Daß man bei diesem Chor an eine Gründungszeit um 1290 denken dürfte — und die bisherigen Schriftsteller wollen dies —, ist ganz ausgeschlossen. In der Weise des Chores sollte auch das Schiff neugebaut werden, und es sind an dessen Ostende die Ansätze für einen solchen Weiterbau noch sichtbar.

Sechster Bauabschnitt. Zunächst aber stand das romanische Schiff noch aufrecht, und es wurde jetzt (etwa 1260) sein nördliches

Seitenschiff umgebaut, mit drei neuen, größeren Fenstern. Sie sind dreitheilig und haben das Eigenthümliche, daß das Mittelfeld breiter ist als die seitlichen Felder. Möglicherweise hat diese Arbeit noch derselbe Meister vorgenommen, der den Chor erbaut und das oberste Thurmstockwerk aufgesetzt hat.

Siebenter Bauabschnitt. Er betrifft das Schiff, das keineswegs, wie bisher geschehen, dem 14. Jahrhundert zugeschrieben werden darf. Vielmehr handelt es sich um einen Bau, der ungefähr im Jahre 1275 begonnen sein muß und rasch zu Ende geführt wurde. Zu jener Zeit dürften unabwendbare Bedürfnisse auf eine möglichst große Erweiterung des Kirchenraumes hingedrängt haben. Nach Norden hin, wo der alte Kreuzgang mit den Stiftsgebäuden erhalten bleiben sollte, konnte man die Ausdehnung nicht suchen, dafür legte man im Süden ein verdoppeltes Seitenschiff an und begleitete nordwärts mit dem Schiffsbau den Thurm bis an seine Westfront. Sogar das Kreuzschiff gedachte man vor seiner Nordwand noch mit einer niedrigen Abseite zu verlängern, doch ist dieser Plan später wieder aufgegeben worden. Die Anlage des Schiffes ist unter dem Streben nach größter Raungewinnung sehr unregelmäßig ausgefallen. Daß dieses Schiff entgegen der gothischen Gewöhnung ein westliches Kreuz zeigt, ist auf die Benutzung der romanischen Fundamente zurückzuführen; die romanische Kirche scheint aber auch ein östliches

Kreuzschiff besessen zu haben, wenigstens deutet die große Länge des östlichen Joches in dem jetzigen Mittelschiff hierauf hin. Vielleicht werden die noch vorzunehmenden Aufgrabungen über diesen und andere Punkte Klarheit verbreiten. — Das Schiff von Jung-St. Peter ist ein seltsames Werk. Wer es studirt, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß bei seiner Errichtung zwei Meister thätig waren. Die Anlage ist gemacht worden von einem zurückgebliebenen Architekten von Straßburg, der, mit den neuen gothischen Dingen noch wenig vertraut und äußerst nüchternen Sinnes, seine Backsteinmassen aufmauerte und ohne fremde Hülfe ein Ganzes hergestellt hätte, das uns kaum interessiren würde. Er wußte so wenig, was aus seinen Bauanfängen nach oben hin werden würde und könnte, daß er an den Ecken des südlichen Seitenschiffes

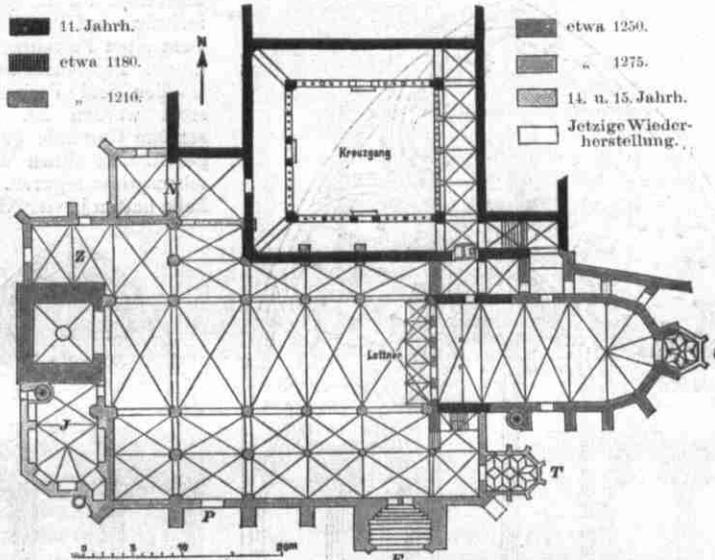


Abb. 1. Jung-St. Peter in Straßburg.

höchst massige Strebpfeiler anlegte, die eine Function nie bekommen konnten. Es ist aber nun bei der Sache ein zweiter, höchst wahrscheinlich auswärtiger Architekt theilhaftig gewesen. Dieser hat Zeichnungen geliefert zu einem Fenster, zu einer Gewölbconsole, zu einem großen Prachtportale und zu einem kleineren Portale. An Ort und Stelle sind diese Bautheile dann mit Mißverständnis — die Fenster mit einem höchlichst mißverstandenen — Fugenschnitt ausgeführt und eingemauert worden. Auf der Baustelle in Straßburg selbst ging die Unzulänglichkeit im Erfinden soweit, daß genau die gleiche Fensterzeichnung 31 Mal wiederholt wurde: in den Seitenschiffen südlich, nördlich und westlich, im Oberschiff, in den Flankenmauern des Kreuzschiffes und auf dessen Giebelseiten.

Beim allgemeinen Plane des Schiffes wurde die Disposition, die der Meister des Chores hinterlassen hatte, nicht beachtet und die Kämpferhöhe der Mittelschiffgewölbe zum Beispiel um einige Meter gesteigert. Das Innere gestaltet sich überhaupt hoch und luftig, der bei aller Schlichtheit großartige Eindruck wird besonders durch die sehr schönen dreitheiligen Fenstermaßwerke noch gehoben. Das wohlerhaltene Portal des südlichen Kreuzgiebels P, ein frühgothisches Stück von hoher Schönheit, giebt auch dem Aeußeren eine besondere Zierde; hauptsächlich aber ist es das große Hallenportal am südlichen Seitenschiff E gewesen, das der Stadtfront der Kirche die höchste Bedeutung verlieh. Dieses gewaltige Werk ist bedauerlicherweise nun im Zustande ärgster Verstümmelung und Zerstörung auf uns gekommen (s. Abb. 4). Ich nenne es das Erwinportal und werde im folgenden noch von ihm reden, ebenso von den Gründen, die mich bestimmen, seinen Schöpfer, jenen vorgenannten auswärtigen Architekten, in dem ziemlich weit entfernten Orte Wimpfen zu suchen. Soweit die Einzelheiten an diesem Portale noch vorhanden und alt sind, weisen sie ebenso wie das Fenstermaßwerk, die figurirten Gewölbconsole und das eigenartige Profil der Scheidebögen das

prächtigste frühgothische Gepräge, den reifen Stil des achten Jahrzehnts jenes glänzenden dreizehnten Jahrhunderts auf, dem danach, wie schon geschehen, der Schiffsbau überhaupt mit einigen bald zu nennenden Ausnahmen zugeschrieben werden muß. Es verschlägt nichts, daß die vierseitigen, gefasteten Schiffspfeiler der Capitelle entbehren; kommen doch Beispiele einer solchen Vereinfachung gleichzeitig auch anderwärts vor: ich nenne den Rittersaal auf dem Schlosse in Marburg und die Kirche St. Urban in Troyes, deren beider Bauzeit besonders gut beglaubigt ist.

Am Ende dieses Bauabschnittes, dem das Schiff seine Entstehung verdankt, ward in demselben vor dem Chore ein herrlicher Lettner errichtet. Er ist ebenfalls noch ganz frühgothisch und zeigt den besten Stil.

Achter Bauabschnitt. Eingewölbt wurde das Schiff erst in einer folgenden Zeit. Es liegt eine Nachricht vor, wonach es 1320 eingeweiht worden sei. Diese Zahl giebt ein gutes Datum für die Vollendung der Wölbung ab, die also zu Anfang des 14. Jahrhunderts erstellt sein würde. In diese Zeit passen auch die drei Rundsäulen in den südlichen Seitenschiffen. Die Seitenschiffgewölbe sind in der Höhe stark gedrückt worden und überschneiden den inneren Bogen des Erwinsportals, das für ein höheres Seitenschiff berechnet war. Der hier vorliegende recht unschöne Mißklang erklärt sich aus dem angenommenen Zusammenwirken zweier Baumeister.

Neunter Bauabschnitt. Die Johanniscapelle. Sie ist auf dem vorstehenden Grundriß mit *J* bezeichnet und stellt ein nüchternes Bauwerk im Stile des 14. Jahrhunderts dar. Bei ihrer Errichtung wurden die zwei Maßwerkfenster in der Westwand der südlichen Seitenschiffe überflüssig. Der Erbauer der Capelle hat sie ausgebrochen und auf deren Westwand wieder verwandt. Seine neuen Fenster sind nicht mehr frühgothisch, sondern haben Nasenmaßwerk. Um das Jahr 1360 herum arbeitete an Jung-St. Peter ein Meister Wilhelm von Marburg;²⁾ ihm dürfte der Bau der Johanniscapelle zuzuschreiben sein, die in gewisser Weise an den Chor der Marburger Marienkirche erinnert.

Zehnter Bauabschnitt. Gegen den Schluß des 14. Jahrhunderts ist bei *N* im Grundriß die Nicolaicapelle hergestellt worden. Auch hier ward ein abgängig werdendes Schiffsfenster herausgenommen und an neuer Stelle eingesetzt. Der Bau ist nüchtern und von geringer Bedeutung.

Elfter Bauabschnitt. 1491 ist auf Grund einer Schenkung die Trinitatiscapelle (*T* im Grundriß) entstanden, ein höchst zierliches Erzeugniß spätestgothischen Geschmacks. Das Datum ist durch eine Inschrift beglaubigt, Architekt war nach dem neuerdings aufgefundenen Meisterzeichen Hans Hammerer, der im Münster die Kanzel geschaffen hat. Das anmuthende Werk ist uns in leidlich guter Erhaltung überliefert worden. Vielleicht zu gleicher Zeit hat man dem Chore die Ostcapelle *O* angefügt. Ich habe von ihr nur noch die Grundmauer vorgefunden, die zwei sehr schmale Strebepfeiler aufwies. Der Oberbau entstammte dem laufenden Jahrhundert.³⁾

Letzter Bauabschnitt. Während des 16. Jahrhunderts hat der Lettner unserer Kirche eine neue Maßwerkbrüstung erhalten; Maßwerkergalerien wurden auch auf dem Dachgesims des südlichen Seitenschiffes aufgesetzt. Noch vor der Einführung der Reformation

²⁾ Ich verdanke diese Mittheilung Herrn Pfarrer W. Horning, dem eifrigen Förderer unserer Wiederherstellungsarbeiten und hochverdienten Chronisten des Petersstiftes.

³⁾ Die in Straßburg viel genannte Zorncapelle (*Z* im Plane) ist keine Capelle, sondern der Ausläufer des nördlichen Seitenschiffes, organisch mit ihm verwachsen und zu gleicher Zeit mit ihm erbaut. Der Name rührt daher, daß hier später das Hochgrab eines Herrn aus dem berühmten Geschlechte der Zorn von Bulach errichtet worden ist. Dies Werk ist jedoch nicht mehr vorhanden.

oder kurz nach derselben ist die obere Hälfte des Erwinsportals zerstört und durch einen dürftigen Nothbau ersetzt worden. Um jene Zeit herum muß ein Dachbrand gewüthet haben, der Ursache für eine rohe Erneuerung des Thurmdaches, der Kreuzschiffgiebel und gewisser Dächer wurde. Im 18. Jahrhundert ward das Chorinnere mit einer hervorragend schönen barocken Wandtäfelung geschmückt und mit neuen Chorstühlen versehen.

Das Erwinsportal.

Indem ich dem schon erwähnten Prachtbau diesen Namen gebe, will ich damit meine Meinung aussprechen, daß er von dem Meister der Westportale des Straßburger Münsters herrührt, und lasse es dahingestellt, ob dieser wirklich Erwin geheissen hat oder nicht. Unser Portal, wie es jetzt ist, besteht aus zwei ganz verschiedenen Theilen über einander, und es muß auffallen, daß es bisher als ein einheitliches Werk aus dem 14. Jahrhundert angesehen worden ist. Die genannten Theile entstammen nämlich dem 13. und 16. Jahrhundert. Die mitgetheilte Abb. 4 läßt die Trennungslinie erkennen. Der untere Theil gehört einem Portale an, das in allem wesentlichen den Münsterportalen entspricht. Doch ist es etwas älter, und es legt sich ihm eine Vorhalle vor, die das Studium des schönen Kreuzportals der Kathedrale von Chalons sur Marne verräth, wie denn überhaupt die frühgothische Architektur in Straßburg mehrfach auf Vorbilder in der Champagne zurückgeht. Dem alten Portaltheile gehört noch das Tympanon an, dessen Figureschmuck wie das Figürliche an Gewänden und Vorhalle in der Revolution (1794) zerstört worden ist. Das Portal ist zweitheilig, das schräge Gewände beiderseits ist in vier Nischen aufgelöst. In ihnen standen über figurirten Consolen lebensgroße Figuren. Auch die Parallelwände der Vorhalle hatten je vier Nischen mit Figuren, gleichfalls über Consolen. Am Außeren standen in gleicher Höhe noch sechs Figuren, eine war sitzend unter dem Tympanon vor dem Mittelpfeiler angeordnet. In der Vorhalle und an den Gewänden sind die Nischen durch vortretende, bis zum Boden herunterlaufende Stäbe geschieden. Das Detail stimmt mit dem am Münster überein, nur ist es bei unserem Bau kräftiger gehalten, und die Basen der Rundstäbe laufen hier auf einer

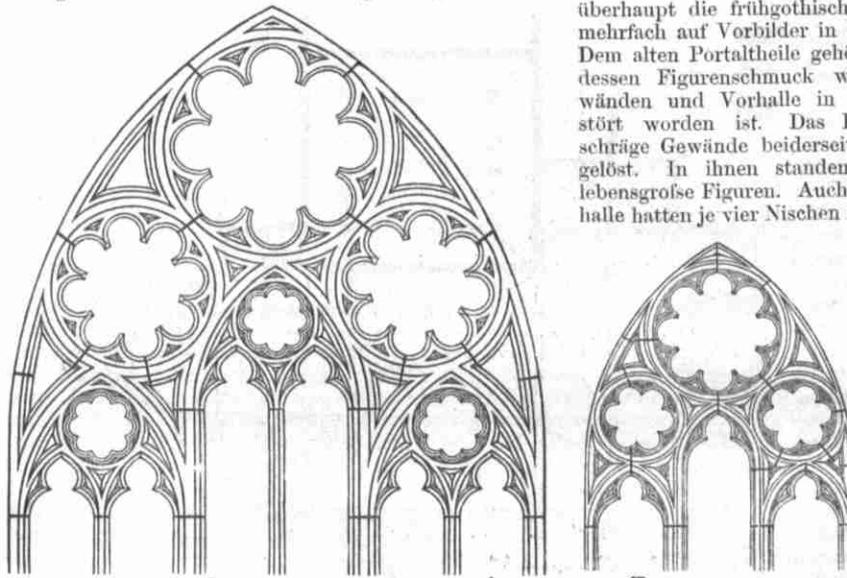


Abb. 2. Wimpfen.

Abb. 3. Jung-St. Peter.

wagerechten Bank, am Münster auf einer Schräge auf, was deutlich für das höhere Alter des Petersportales spricht. Die Gesimsstreifen, die die einzelnen Platten des Tympanons trennen, finden sich mit frühgothischem Laub geschmückt, wobei noch das altherkömmliche Hörnerornament auftritt. Vor der Front der Vorhalle stehen dieselben Dreieckspfeiler wie am Münster; auch bei diesem liefen sie ehemals bis zum Sockel herunter und sind sie erst in unserer Zeit im unteren Theile mit kleinem Fialenwerk verfüllt worden. Höchst interessant ist, daß an unserem Portal ein Steinmetzzeichen (als einziges) vorkommt, das sich auch am nördlichen Münsterportal dreimal wiederholt; es hat die Form der arabischen Vier: \otimes . Von den einstigen großen Portalfiguren sind bei der Zerstörung zwei Köpfe gerettet worden. Sie zeigen ausgesprochensterweise den frühgothischen Stil.

Den oberen, nicht mehr erhaltenen Theil des alten Portals hat man sich so zu denken, daß sich die Schrägnischen der Gewände über den die Figuren bekrönenden Baldachinen concentrisch mit dem Bogen des Tympanons zusammenwölbten und kleine Baldachine und Reihen von Figürchen aufnahmen. Die Vorhalle war mit einem durch die fortlaufenden Stäbe gegürteten Tonnengewölbe überdeckt und dieses Tonnengewölbe wohl wie in Chalons mit Reliefs geschmückt (s. Abb. 5). Auf der Eingangfront endeten die Schrägpfeiler in Fialen, zwischen denen sich über dem damals sehr steilen spitzigen Eingangsbogen ein Wimperg erhob. Die Gesamtzahl der großen Figuren am Portal betrug 23. Sie standen sämtlich auf Consolen, was am Münster nur bei den Frontfiguren der Fall ist. Daß die Consolen, wie die erhaltenen Spuren verrathen, ausnahmslos wiederum Figureschmuck trugen, ist Ursache zu ihrer barbarischen Verstümmelung geworden. Da genau bekannt ist, daß von den großen Figuren wenigstens 16 einst vorhanden waren, so kann nicht angenommen werden, daß früh-

gothische Portal sei in seiner Architektur unvollendet geblieben. Was aber der Grund für das Verschwinden des Oberbaues geworden ist, entzieht sich zur Zeit noch gänzlich der Kenntniss. Der jetzige spätest-gothische Abschluss, von dem Abb. 4 und 6 eine Vorstellung geben, ist ein geradezu bäurisches Machwerk. In der Vorhalle sind in der betreffenden Zeit die der Baldachine beraubten Nischen durch plumpe, geschweifte Bögen geschlossen worden, der Innenraum ward auf ganz roh eingefügten Rippenanfängern mit einem sechstheiligen Kreuzgewölbe überdeckt, die Außenfront in der kümmerlichsten Weise wieder fertig gemacht. — Die Abbildungen 7 bis 10 mögen zum Vergleich der Detailbildung an unserem Portal und am Münster dienen, und es sei bei ihnen besonders auch auf die in beiden Fällen übereinstimmende unsymmetrische Zeichnung der Stäbe zwischen den Figurennischen aufmerksam gemacht. Der Zweck dieser merkwürdigen Anordnung bestand darin, die Standbilder vom Eingang her besser sichtbar werden zu lassen.

Kenner alter Kunst und Technik aber als außerordentlich bedeutsam anerkannt werden wird: das berühmte herrliche Fenster in der Kreuzfront in Wimpfen zeigt eine Unregelmäßigkeit. Sie ist in den Aufnahmen, die ich kenne, nicht wiedergegeben, aus jeder Photographie aber zu ersehen. In den Seitenabtheilungen erscheinen die Pässe erster Ordnung gegen die Senkrechte schräg gestellt. Der Zweck dieser Maßregel liegt in dem Streben, einen gesunden Steinschnitt zu erzielen, und enthüllt eine geistige Freiheit auf Seiten des Architekten, die selbst damals selten angetroffen wird. Es wird durch diese Schiefstellung ermöglicht, daß die Keilfugen des Maßwerks in die offenen Zwickel zwischen den Figuren desselben einmünden, was sonst ausgeschlossen gewesen wäre und zu sehr bedenklichen Constructionen geführt hätte. Abb. 2 zeigt den Thatbestand.⁴⁾

Nun erblicken wir bei dem einzigen, einunddreißigmal sklavisch wiederholten Fenstermuster des Schiffes in Straßburg genau dieselbe schiefe Richtung der Seitenpässe. Es muß mit ihr dasselbe Ziel angestrebt sein wie in Wimpfen, diesem Ziele ist aber nicht weiter nachgegangen worden. Die rechte Seite von Abb. 3 stellt dar, wie das Ziel unmittelbar erreicht worden wäre, die linke Seite, die der Wirklichkeit entspricht, in welcher geradezu tölpelhaften Weise der ausführende Mann die Fensterzeichnung mißverstanden hat. Während jene Schiefstellung ihm einen klassischen Steinschnitt an die Hand geben sollte, laufen die Fugen, die er an-

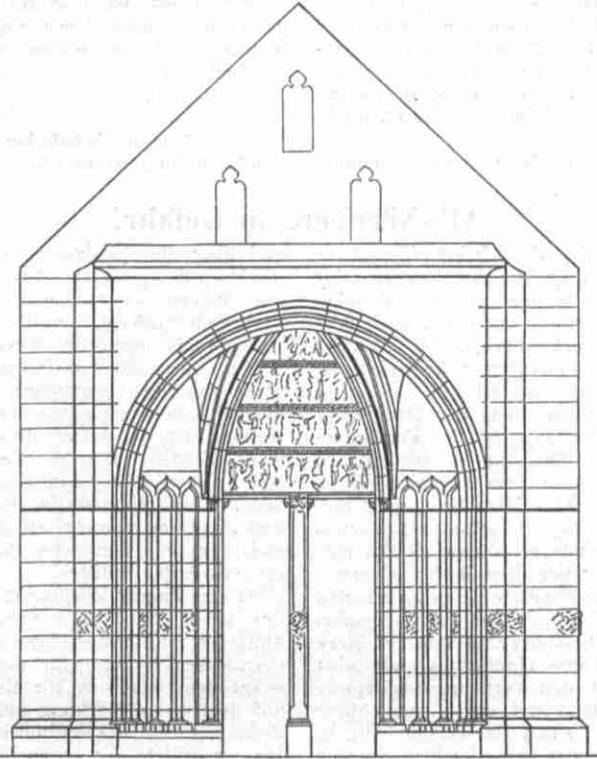


Abb. 4. Erwinsportal, jetziger Zustand.

Zusammenhang zwischen Jung-St. Peter, dem Straßburger Münster und Wimpfen.

Die schöne Kirche in Wimpfen im Thal ist bekanntlich eins der wenigen mittelalterlichen Werke, über deren Entstehung wir eine wirkliche, gleichzeitige, verlässige Baunachricht besitzen. Und ebenso bekannt ist der Inhalt dieser Nachricht, wonach der Bau geschaffen wurde von einem aus Paris gekommenen Architekten und

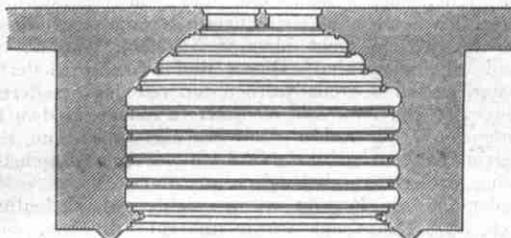


Abb. 5. Alter Grundriß.

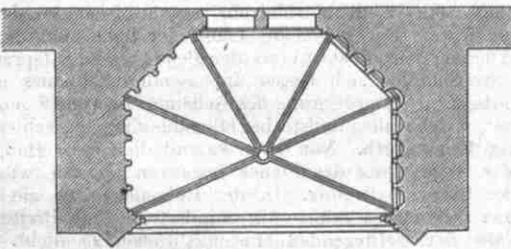


Abb. 6. Späterer Grundriß.

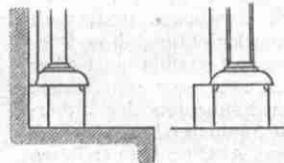


Abb. 7. Jung-St. Peter.

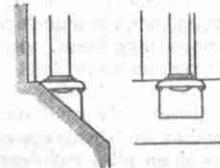


Abb. 8. Münster, Mittelportal.

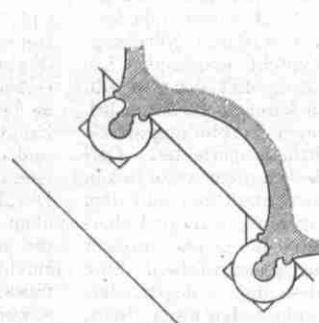


Abb. 9. Jung-St. Peter.

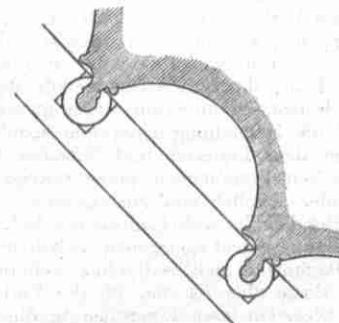


Abb. 10. Münster, Mittelportal.

nach französischer Art. Zwar ist an dieser Nachricht vielfach in unverständlicher Weise herumgedeutelt worden, doch ist ihr Sinn für keinen Kenner zweideutig; tritt uns doch der Wimpfener Bau als eine durch und durch französische Schöpfung entgegen. Die Bauzeit, die hier in Betracht kommt, währte von 1262 bis 1278. Das Bauwerk ist die Stiftskirche der regulierten Augustiner-Chorherren und dem hl. Petrus geweiht. Dürfte es Wunder nehmen, wenn die regulierten Augustiner-Chorherren von St. Peter in Straßburg, als sie den Neubau ihres Kirchenschiffes beschloßen, sich bei ihren Brüdern in Wimpfen Rathshaus erholt und deren Architekten bemüht hätten, den Mann, der einem Werke vorstand, das seiner Pracht und Neuheit wegen weit und breit Aufsehen erregen mußte? Ich meinerseits bin fest überzeugt, daß es in der That geschehen ist. Der Beweis liegt für mich in einer Einzelheit, die dem Laien klein vorkommen mag, von dem

geordnet hat, gleichmäßig bei all seinen Fenstern so schlecht, wie man es bei einem alten Maßwerk kaum zum zweiten Male finden wird. Die Gestalt der meisten Stücke ist höchst ungeschickt, und fast überall ist es nöthig geworden, Vergatterungen zu zeichnen. Mein Schluß ist: Der Straßburger Meister hat, ohne selbst von dem neuen Stile etwas zu verstehen, nach einer von außen empfangenen Zeichnung gearbeitet, in die nach damaliger Sitte Fugen nicht eingezeichnet waren. Der Verfasser dieser Zeichnung war wegen der oben erwähnten Gründe und Beziehungen, wegen der nur in Wimpfen sich wiederholenden Maßwerk-Unregelmäßigkeit und weil das Straß-

⁴⁾ In dieser Abbildung sind die sechs unteren kleinen Theilungsbögen nicht genau gezeichnet; in Wirklichkeit entsprechen sie durchaus denen in Abb. 3.

burger Fenster gänzlich den Wimpfener Stil aufweist, niemand anders als der Meister von Wimpfen. Derselbe hat dann auch, wie ich weiter annehme, für die Straßburger Augustinerherren das große Portal gezeichnet, bei dem gleichfalls ein mißbräuchlicher Fugenschnitt obwaltet, das französische Zuschnitt trägt und dem sich das Südportal in Wimpfen in allen Einzelheiten wie eine kleinere Vorstudie thatsächlich gegenüberstellt. Das große Portal von Jung-St. Peter aber ist seinerseits wieder ersichtlich eine Vorstudie zu den Westportalen des Münsters, die gar nichts anderes vorstellen als eine kleinere, etwas reichere Wiederholung desselben, mit einigen Rückgriffen wiederum auf Wimpfen.

Sonach behaupte ich: Dem Meister der Münsterportale einmal

den Namen Erwin von Steinbach gegeben, so hat dieser Erwin seiner Zeit in Paris studirt, ist 1262 nach Wimpfen gekommen, um dort die Stiftskirche zu bauen, hat etwa 1275 von Wimpfen aus die Architekturzeichnungen für Jung-St. Peter in Straßburg geliefert, ist 1278 dahin übergesiedelt und hat daselbst, empfohlen durch jenen und diesen Bau, die Bauleitung am Münster übernommen und zunächst die drei Westportale entworfen.⁵⁾

Karlsruhe.

Karl Schäfer.

⁵⁾ Ueber die Wiederherstellung der Peterskirche soll in einer künftigen Nummer berichtet werden.

D. V.

Alt-Nürnberg in Gefahr!

Zu den wenigen Städten Deutschlands, die sich ihr eigenartiges Gepräge von alters her bis in unsere Tage bewahrt haben, zählt inuner noch Nürnberg. Freilich ist, wie ja in einem aufblühenden Gemeinwesen dieses Umfanges nicht anders zu erwarten, auch dort schon viel Schönes der Privatspeculation zum Opfer gefallen. Anderes hat dem hier und da berechtigten, sehr häufig aber übertriebenen Drängen nach Verkehrsverbesserungen weichen müssen. Oft aber sind sehr schöne Theile der Stadt und besonders der Stadtmauer lediglich deshalb zerstört worden, weil die maßgebenden Persönlichkeiten kein Verständniß für den hohen Reiz der alterthümlichen Bauart hatten und, in der Meinung damit dem Gemeinwohl zu dienen, jeden Anlaß benutzten, um mit dem „alten Gerümpel“ aufzuräumen. In neuerer Zeit ist insofern einige Besserung eingetreten, als wenigstens in einem Theile der Gemeindeverwaltung die Erkenntniß Platz gegriffen hat, daß die Schönheit der alten Stadt auch etwas werth ist, ja, daß sie sogar ein Capital darstellt, welches zu erhalten die Stadtvertretung alle Ursache hat. Tausende von kunstliebenden Fremden werden dadurch angezogen und Hunderttausende von Mark bringen sie alljährlich in die Stadt. Diese Hunderttausende aber sind von einer Beweiskraft, die selbst den verbortestesten Spielsbürger überzeugen muß. Man ist daher jetzt etwas vorsichtiger geworden mit dem Herunterreißen und sucht das schöne Alte so weit wie möglich zu erhalten. Hinzu kommt, daß die Bestrebungen einzelner Baukünstler, das Altnürnberger Gepräge auch bei den in der Altstadt aufzuführenden Neubauten zu wahren, mehr und mehr Anklang gefunden haben, sodaß sogar diejenigen Architekten, welche diese Bestrebungen anfänglich verspotteten, gezwungen sind, nach bestem Können mitzuthun, um der Geschmacksrichtung ihrer Bauherren zu entsprechen. Auch das Stadtbauamt verfügt jetzt über eine Reihe tüchtiger Kräfte, welche es sich angelegen sein lassen, die für städtische Zwecke auszuführenden Neubauten der altherkömmlichen Bauart Nürnbergs entsprechend auszugestalten.

So wäre denn alles auf dem besten Wege, Alt-Nürnberg späteren Geschlechtern zur Freude auch fernerhin zu erhalten, wenn nicht immer wieder Pläne auftauchten, die unter dem Vorwande, dem gesteigerten Verkehre Rechnung zu tragen, derart einschneidende Veränderungen des alten Stadtbildes enthalten, daß damit Nürnbergs eigenartiges Gepräge überhaupt in Frage gestellt erscheint. Ein solcher Plan, durch welchen gerade der Mittelpunkt der Altstadt, der noch beinahe unberührt genannt werden kann, betroffen wird, ist auf die Herstellung einer neu anzulegenden Verbindungsstraße zwischen dem Lorenzer und Sebalder Stadttheile gerichtet. Daß die zur Zeit bestehenden Verkehrswege zwischen dem vom linken Pegnitzufer ziemlich steil ansteigenden Lorenzer Stadttheil und dem rechts der Pegnitz verhältnißmäßig tief, theilweise sogar im Ueberschwennungsgebiet gelegenen Sebalder Stadttheil nichts weniger als vollkommene sind, soll ohne weiteres zugegeben werden. Eine andere Frage aber ist die, ob die Verhältnisse derart liegen, daß ein so rücksichtsloses Eingreifen in die Schönheit der alten Stadt, wie es der vorliegende Plan thatsächlich mit sich bringt, gerechtfertigt erscheint, und zweitens, ob mit diesem sehr kostspieligen Vorhaben allen Anforderungen entsprochen wird, die der gesteigerte Verkehr an die neue Straße stellt. Der erste Theil der Frage ist rein ästhetischer Natur. Es handelt sich bei ihm darum, zu untersuchen, was alles diesem Plane zum Opfer fallen würde, und ob oder inwieweit zu erwarten steht, daß gleichwerthiges Neues dafür geschaffen wird. Dazu ist es nöthig, die geplante in der nebenstehenden Abbildung angedeutete Verbindungslinie zu verfolgen. Sie soll, vom Kreuzungspunkte der Königs- und Karolinenstraße ausgehend, an der Nordseite der Lorenzer Kirche entlang geführt werden, mit der Mucht der Westfront der Königlichen Hauptbank etwa im rechten Winkel abbiegen und von hier aus mit einem Gefälle von ungefähr 2½ v. H. durch das Areal des abzubrechenden Waisenhauses, der „alten Findel“, nach dem rechten Pegnitzufer gehen. Dann soll sie dicht vor der Westfront des über den einen Pegnitzarm gebauten alten Spitals vorbei als Hochbrücke über die Pegnitz geführt werden

und über die Spitalgasse weg, durch den Spitalhof nach dem Obstmarkte gehen, wo sie etwa bei der Frauenkirche die Bodengleiche des Obstmarktes erreichen würde. Von hier würde sich der Verkehr nach dem Fünferplatz und weiter vermittelt eines neu zu schaffenden Durchbruchs nach der Theresienstraße, diese senkrecht kreuzend, ziehen, um endlich zwischen dem neuen Postgebäude und dem der Stadt gehörigen ehemaligen Kraftschen Haus hindurch nach einem ebenfalls neu geplanten Tunnel durch den Burgberg geleitet zu werden, der die außerhalb der Stadtmauer gelegene nördliche Vorstadt „Gärten hinter der Veste“ mit der Mitte der Stadt verbinden soll. Neben dieser Linienführung würde aber auch die Breite der neuen Verbindungsstraße für das Stadtbild verhängnißvoll werden, und zwar um so mehr, als die jetzt geplanten 15 m, um ein Doppelgleis für die elektrische Bahn aufzunehmen, auf mindestens 20 m erhöht werden müßten.

Unter Zugrundelegung dieser Verhältnisse würden sich nun längs des neuen Straßendurchbruchs folgende Veränderungen ergeben. Zunächst müßte der Tugendbrunnen von dem Platze, mit dem er verwachsen ist und für den er überhaupt geschaffen wurde, verschwinden. Ob sich für ihn ein anderer Aufstellungsplatz findet, auf dem er an Wirkung nicht erheblich einbüßt, ist sehr fraglich. Sodann würde das katholische Schulhaus fallen, welches jetzt den Platz nördlich der Lorenzkirche gegen Norden hin abschließt und durch seine schlichte aber malerische Bauart und durch seinen breiten, reichgeschmückten gothischen Erkervorbau im Verein mit der Lorenzkirche, dem Nassauerhaus und dem Tugendbrunnen ein so reizvolles, harmonisch in sich abgerundetes Straßensbild ergibt, wie deren nur wenige nicht bloß in Nürnberg, sondern in ganz Deutschland zu finden sind. Dieses Bild wäre unwiederbringlich verloren, und an seine Stelle würden unzweifelhaft moderne Kaufhäuser treten, in der Art, wie sie jetzt in Menge in dem früheren sog. „Claragarten“, der Kaiser- und Ludwigsstraße zum Entsetzen aller Kunstverständigen auf ihren Stelzen zwischen Glasscheiben von unglaublicher Größe herumbalanciren.

Von hier bis zur Pegnitz würde nichts von Bedeutung zum Opfer fallen. Die Hauptbank würde unberührt bleiben. Sie anzutasten, hätte für den Plan auch keinen Zweck, denn an diesem aus den 40er Jahren stammenden, im „kümmelgothischen“ Stile gehaltenen Gebäude läßt sich ja nichts ruiniren, was im Interesse der Kunst zu beklagen wäre! Das haben die Leiter der Bank auch richtig erkannt und haben deshalb statt eines den Bedürfnissen entsprechenden und dem Straßensbilde sich besser anpassenden Neubaus nunmehr eine Flickarbeit zur Vergrößerung des Gebäudes in Angriff genommen. Die „Findel“, welche fallen müßte, hat allenfalls einigen geschichtlichen, aber keinen Kunstwerth. Nun aber kommt die zweite Hauptsünde, die mit der Ausführung des Planes begangen werden würde: die Hochbrücke über die Pegnitz. In der Höhenlage, die sie des Gefälles wegen bekommen müßte, in mindestens 20 m Breite und in solcher Nähe der tiefliegenden Museumsbrücke, so dicht an dem höchst malerisch über das Wasser gebauten Spitalgebäude, würde diese Brücke mit einem Schläge einen der schönsten Blicke Nürnbergs vernichten, und zwar ohne die geringste Aussicht, daß auch nur annähernd Gleichwerthiges an die Stelle träte; denn die Verhältnisse liegen hier so ungünstig, daß sich die neue Brücke — man mag sie machen wie man will — niemals in befriedigender Weise dem Straßensbilde anpassen läßt. Im weiteren Verlauf der Straße von der Pegnitz bis zum Obstmarkte würde weiter nichts mehr von künstlerischem Werthe fallen. Es stehen dort lauter kleine, unbedeutende Häuschen, die freilich in ihrer Anspruchslosigkeit nichts verderben. Die Gefahr des neuen Straßenzuges für diesen Theil liegt aber darin, daß sich die Speculation sofort der Sache bemächtigen und damit das Schicksal dieser Stadtgegend im Sinne der erwähnten „Claragarten“-Bebauung oder der neuerdings z. B. in Würzburg verübten Verwüstungen endgültig besiegeln würde.

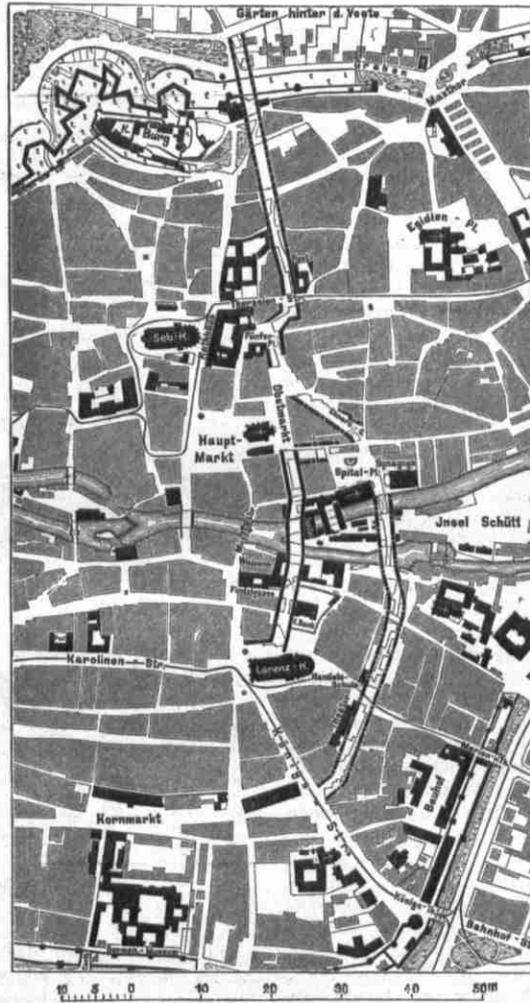
Aus den angeführten Gründen kann nicht eindringlich genug vor Plänen wie der vorliegende gewarnt werden. Hinzu kommt, daß

der praktische Nutzen der geplanten Verbindungsstraße ein sehr fraglicher ist. Man würde damit nämlich die an einzelnen Stellen in der Altstadt unzweifelhaft für den Verkehr bestehenden Unbequemlichkeiten nur auf einen Punkt zusammenhäufen, der eine Mehrung des Verkehrs überhaupt nicht mehr verträgt, und zwar auf den Kreuzungspunkt der Karolinen- und Königsstraße. An dieser Stelle würden mit der Durchführung des Planes geradezu unerträgliche Zustände geschaffen werden, die dann erst recht Abhilfe erheischen würden.

„Aber was soll denn nun eigentlich zur Verbesserung des Verkehrs geschehen, wenn dieser Plan auch wieder nichts taugt?“ so werden vielleicht selbst solche ausrufen, die den vorstehenden Ausführungen im allgemeinen zustimmen. Ihnen zur Antwort, daß es überhaupt nicht nothwendig ist, solche einschneidende Veränderungen in der Altstadt vorzunehmen. Denn der Verkehr und vornehmlich der Frachtverkehr nimmt in der Altstadt nicht in dem Maße zu, wie die Stadt im ganzen sich vergrößert; man muß ihn nur nicht durch Anlage neuer, bequemer Verkehrsstraßen künstlich hereinziehen. Je mehr sich die Stadt außerhalb der Ringmauern ausdehnt, desto kleiner wird im Verhältnis die Mitte, die Altstadt, und desto mehr wird die Ringstraße den Verkehr an sich ziehen. Die Richtigkeit dieses Satzes wird jeder bestätigen, der seit einer Reihe von Jahren in Nürnberg lebt und den früheren Verkehr auf der Ringstraße mit dem jetzt dort herrschenden vergleicht. Vor allem lasse man den unseligen Tunnelgedanken fallen, der nur zur Folge haben würde, daß der einzige Stadttheil „Gärten hinter der Veste“, wo man, fern von dem Geschäfts- und Fabrikgetriebe, ruhig und behaglich wohnen kann, auch noch wie Gostenhof oder Steinbühl in ein Fabrikviertel umgewandelt werden würde. Die Nürnberger sollten wahrhaftig froh darüber sein, einen Stadttheil zu besitzen, der noch ziemlich frei von diesem Uebel ist, und sollten alles daran setzen, ihn auch für die Zukunft so zu erhalten. Nutzen von dem sehr kostspieligen Tunnel hätten ja doch nur einzelne Speculanten, die in der betreffenden Gegend umfangreiche Liegenschaften angekauft haben. Wenn erst dieser Tunnelplan zu Grabe getragen ist, so wird die mit ihm in unmittelbarem Zusammenhang stehende Verbindungsstraße von selbst fallen.

Wer sich aber auch durch diese Gründe nicht überzeugen läßt, dem möge entgegengehalten werden, daß es, wenn wirklich Tunnel und Verbindungsstraße zur Ausführung kommen sollen, noch einen anderen Weg giebt, dem nicht gerade die interessantesten Theile Nürnbergs zum Opfer fallen müßten, und der in praktischer Hinsicht den verfolgten Zweck besser erfüllt als der oben besprochene Plan. Nur ungern mache ich von diesem Wege Mittheilung, weil ich

fürchte, daß sich die öffentliche Meinung seiner bemächtigt und sich für ihn erwärmt, anstatt, was unzweifelhaft das Beste wäre, alles beim Alten zu belassen. Um aber das Schlimmste zu verhüten, daß nämlich, wie es bei Durchführung des jetzigen Planes der Fall wäre, alles zu Grunde gerichtet würde, so mag es sein: Der Weg, den ich vorschlage, würde wie ebenfalls in dem Plane, und zwar strichpunktirt, dargestellt, vom Obstmarkt abgehend, entweder längs der zu verbreiternden Ebnersgasse oder durch die ebenfalls zu verbreiternde Hans Sachs-Gasse nach dem Spitalplatze führen. Von hier aus weiter über die beiden neu zu bauenden Heubrücken durch den älteren Stadtgraben nach dem Theaterplatz, die Lorenzerstraße kreuzend, durch das Gelände



Theil vom Plane des alten Nürnbergs.

des jetzigen Theaters, welches ohnedies durch einen an Stelle des alten Krankenhauses aufzuführenden Neubau überflüssig wird, nach der Königsstraße, woselbst er in der Nähe des Hallplatzes ausmünden würde. Bei dieser Straßenführung käme kein interessantes Straßensbild in Gefahr zerstört zu werden, und würden keinerlei Baulichkeiten von Kunstwerth fallen müssen. Im Gegentheil, es würde mancherlei verschwinden, was der Stadt zur Unzierde gereicht, und es könnte damit manche früher begangene Sünde wieder gut gemacht werden. So z. B. würde die eiserne Brücke bei der Synagoge fallen. Sie könnte wieder, wie sie früher war, in Stein hergestellt werden; denn die Brücke müßte die Steigung der Straße mitmachen, und es stünde deshalb für den Brückenbogen größere Höhe zur Verfügung. Am unteren Bergauerplatz müßte die Fahrbahn über die Straße weg geführt werden. Die Baulichkeiten im älteren Stadtgraben, die zum großen Theil schon in städtischem Besitze sind und abgerissen werden müßten, sind lediglich stadelartige Bauwerke ohne jeglichen Kunstwerth. Um die städtische Handelsschule, ein Gebäude von der Bauart der Hauptbank, wäre es ebensowenig schade wie um das alte Theater. Die Ausmündung der vorgeschlagenen Straße auf der Königsstraße aber würde an einem Punkt erfolgen, welcher noch nicht derart vom Verkehr überlastet ist wie der Platz an der Westseite der Lorenzkirche.

Alles das muß jeden Unbefangenen davon überzeugen, daß diese Straßenführung der oben besprochenen bei weitem vorzuziehen ist, sofern überhaupt die Anlage einer derartigen Verbindung als unumgänglich nothwendig erachtet wird, was Gott durch die Einsicht der Stadtväter verhüten möge. Freilich werden damit manche Hoffnungen und Speculationen zunichte gemacht. Die an ihnen Beteiligten mögen sich damit trösten, daß es besser ist, ihnen entgeht ein erhoffter Nutzen, als daß der Allgemeinheit durch die Ausführung eines derartigen Planes unberechenbarer Schaden zugefügt wird.

Streifereien durch alte Städte.

Von C. Steinbrecht.

Mit der Neugestaltung der Marienburg sind zur Verbesserung der Grenzen und zur Abwehr der Verbauungsgefahr viele dem Schlosse in polnischer Zeit angelebte Häuser und Hütten angekauft und beseitigt worden, und es stellt sich die Aufgabe heraus, die Lücken auszufüllen durch Wiederaufbau der Thürme, Thore und Wehrgänge, die den stolzen Bau ursprünglich umzogen. Dieses bezeichnende Beiwerk wiederherzustellen, reichen auch in unserem Falle die am Ort erhaltenen Mauern, Pläne und Nachrichten allein nicht aus, und die fachlichen Bücherwerke lassen uns in Stich. Hier heißt es: mit den Aufgaben im Kopf das Mittelalter, wo es noch vorhanden, aufzusuchen und die wehrbaulichen Einzelheiten aufzunehmen und zu verarbeiten. Aus dieser Absicht und um im weiteren

Sinne „am guten Alten sich zu erfrischen“ erfolgte der Studienausflug, dem die folgenden Aufzeichnungen entstammen. Es waren „die malerischen fränkisch-schwäbischen Nester“ zum Ziel gewählt und zum Ausgangspunkte Würzburg, wo dem Architekten ein gleichbedürftiger Reisegefährte, Professor L., der Maler der Marienburg, sich anschloß.

Welche Zauber bewirkt der neuzeitliche Eilzug: Gestern noch in Alltagsarbeit an der trägen nordischen Nogat, heut am rauschenden Main vor dem reichen von Weingärten und südlichen Berglinien umkränzten Stadtbilde! Wenn man über Parkstiegen und Bildplätze, unter dem Baldachin alter Platanen zum „Käppele“ hinaufsteigt, dem schönen, heiteren Zopfapfelchen mit berauscher

Innenstimmung, so ist man versetzt in die kunstglücklichen Zeiten der Fürstbischöfe von Schönborn und ihres großen Baumeisters Balthasar Neumann. Ganz Würzburg steht in ihrem Zeichen: die Häuser, Paläste, Kirchen und vor allem die Residenz, ein Fürstenschloß mit verschwenderischer Platz- und Gartenentfaltung. Das Stiegenhaus wie ein Weltaufgang mit kühn gewölbter Himmelsdecke überspannt, auf der Tiepolos heitere Gestalten sich tummeln. Unzählige Gemächer reihen sich aneinander, die meisten leider der ursprünglichen Ausstattung beraubt; doch in einigen noch, z. B. im großen Hofsaal, im Kaisersaal und Spiegelsaal, vermag man zu bewundern, wie diese Kunst Wucht und Grazie beherrscht und in herrlichem Einklang Raumbildung, Bildhauerwerk und Malerei wirken liefs. Bis auf das Kleinste, den Fenstergriff, die Thürschlösser geht die einheitliche künstlerische Durchbildung. Wie staunt man das heutzutage an, wo das Kunsthandwerk von der Maschine und den Magazinen vergewaltigt wird! Räthselhaft klingt es, daß diese Kunstwerke in Würzburg noch bis vor 50 Jahren mit Zopfverachtung massenhaft vernichtet worden sind. Wie vortrefflich es in der „Zopfzeit“ mit dem Bauhandwerk stand, erkennt man an dem tadellosen Baustein, den sorgsam Abwässerungen, an Gesimsen und Verdachungen, an den weitgespannten Gewölben und dem sinnreich angeordneten Dache. (1892 brannte die eine Dachhälfte nieder, kein Raum, selbst nicht das kühne Treppengewölbe trug Schaden davon.)

Aber auch die älteren Zeiten der Baukunst gehen in Würzburg nicht leer aus. Die Universität mit ihren reichen Portalen und stattlichen Höfen nimmt es mit den besten Bauten des Heidelberger Schlosses auf. Die Gothik ist im Kirchenbau reich vertreten, und auch die malerischen Straßen und Plätze sind ja im Grunde mittelalterlich. Ein ansehnliches, gothisches Haus steht noch in der Plattnergasse, nahe beim Dome. Es ist durch einen mächtigen, 7 m weiten Thorbogen gekennzeichnet, darüber ein Wappen und zwei Reihen von Gruppenfenstern. Im Hof eine altersgebräunte Holzgalerie, eine Capelle, Wappen und Maßwerkfenster, die Abmessungen vornehm und alles trotz der Verstümmelung und nüchternen Verächtung anziehend. Das Haus erinnert an die mittelalterlichen Regensburger Herrenhäuser und muthet an wie ein letzter Ausläufer des italienischen Palazzo (s. unten). Einheimische Beobachter würden die Art des ursprünglichen Würzburger Wohnhauses leicht ausfindig machen. Auf den Abbruchstätten in der Stadt sieht überall Mittelalterliches hervor unter späterem Kleide. Würzburg war zu allen Zeiten reich. Jede Zeit besaß die Mittel, mit den vergangenen Wohnverhältnissen zu räumen und neue Bequemlichkeit und eigene Kunst an die Stelle zu setzen. Es schmerzt nicht, das zu sehen, denn jede Zeit hat Achtbares und Ansehnliches geschaffen. Nur was heute geleistet wird, ist öde. Bedenklich blickt man in den alten, schönen Städten auf jeden Umbauplatz, und mit Entsetzen erfüllen die neuen Stadttheile mit ihren das Stadtbild entstellenden Miethcasernen.

Hinter Würzburg geben zunächst noch die Rebenhügel und freundlichen Orte des Mainthales das Geleit. In Heidingsfeld ragen lange Stadtmauern und runde, nach innen springende Thürme auf. Ochsenfurt fällt ins Auge durch eine alte Steinbrücke, durch große, hoch überdachte Gebäude und starke Mauerthürme, alles wohl erhalten. In der Mauer von Marktbreit stehen zierliche Backsteinthürme mit spitzen Dächern. Hier ersteigt die Bahn höheres Land. Es wird einförmiger bei gutem Anbau. Bedeutsam hebt sich rechts die Stadt Uffenheim heraus. Am Fuße des Frankenswaldes, in Steinach, zweigt die Seitenbahn nach Rothenburg ab. Landschaft wie Bahnbetrieb machen merklich den Eindruck der Abgelegenheit.

Rothenburg (Abb. 1) breitet sich auf dem hohen Thalrand der Tauber aus. Nach dem Flusse zu öffnet es sich wie zu einem Garten. An den Südhängen gedeihen Wein und üppige Obstbäume; unten rauscht das Wasser geschäftig durch Mühlen und Höfe; röhre Felsen wechseln mit Wiesen und Wald; reiche Landschaftsbilder thalauflauf und thalab! — Leider trat jetzt Regenwetter ein und beschränkte uns auf die Wehrgänge, die die Stadt umziehen, und auf Abstecher, die von dort aus zu den Thoren, Klöstern und Kirchen gelegentlich möglich waren. Wir begannen auf der Tauberseite beim Cobolzer Thor (Abb. 2). Es ist, wenn nicht das stattlichste, doch das älteste. Die vergänglicheren Einrichtungen aus Holz sind, obwohl nicht mehr ursprünglich gothisch, so doch mit sicherer Ueberlieferung in alter Fassung forterhalten. Auf diese hölzernen Kleinigkeiten kommt für den überzeugend alten Eindruck eines Bauwerkes nicht wenig an. Der in der Mauer stehende Thorthurm hat innen und außen Thorflügel. Vor dem Thurm liegt ein Zwinger, nicht viel geräumiger als der Thurm selbst. Den Zwinger schliessen wieder Holzthore. Weiter folgt ein geräumiger Vorhof, auf dessen Mauern sich die Wehgangbedachung besonders gut erhalten hat. Des Vorhofes Thor ist das vierte und äußerste. An ihm klebt ein malerisches Wärterhäuschen. Eine Zugbrücke fehlte. Hier, am steilen Thalhang war ein Graben nicht nöthig: Dafür schützten ein Thurm und die Stadtmauer, längs welcher sich die ganze Thoranlage entwickelt. Die

erwähnten Thorflügel sind hier wie an allen Rothenburger Thoren zweiflügelig, sie drehen sich in Zapfen auf Eisenringen. Die festen Ueberlagbalken der Flügel haben je eine Oese, welche oberhalb der Schlupfporte durch den anderen Flügel durchschlägt und dann mit Sticksel oder Vorlegeschloß gefast wird.

Auch weiter an der Tauberseite haben die Wehgänge noch die älteste Gestalt, weil hier am steilen Abhang, wie auch die Schußwaffen sich entwickeln mochten, die Vertheidigung nicht ungünstiger wurde (Abb. 3). In der Mauerbrüstung des Wehanges wechseln Zinnenöffnungen und Schießschlitze. In den Abmessungen gleichen sie den Wehranlagen, welche im 13. Jahrhundert im Rheinland (z. B. in Andernach) oder in Westpreußen (z. B. in Culm) entstanden. In den Schießschlitzen stecken noch die Auflaghölzer für Armbrust oder Hakenbüchse. Zum Wacht-Haushalt gehören Aborte an der Front. Hier kragt in leidlich sicherer Lage ein steinerner Sitz nach außen vor (Abb. 6), an einer weniger gedeckten Stelle liegt er als



leichter Holzbau auf der Stadtseite. Die Ueberdachung des Wehanges ist trotz der schnellen, sorglosen Art, mit der doch solche Zimmerungen aufgeschlagen wurden, ganz vortrefflich gemacht. Sie ruht vorn auf den Zinnen, hinten auf einer Stielwand. Die Stiele stehen 2,10 m von einander entfernt; jeder zweite Stiel hat eine gegen die herrschende Windrichtung (Südwest) wirkende Strebe, die Sparrengebinde über den Stielen sind mit diesen durch Kopfbandstreben verbunden. Der beschriebene Wehgang endet jetzt beim Spitalhof. Dies ist eine ausgedehnte Gruppe von Dienst- und Wirtschaftshäusern: Stein- oder Holzbauten mit gewaltigen Dächern und voller baulich merkwürdiger Einzelheiten, mittendrin das malerische Bereiterhäuschen mit rundem Treppenthurm; weiter Scheunen und Speicher, das Zeughaus, in dem jetzt die Geräte zum Volksfest „die Belagerung von Rothenburg“ stehen, das Spitalhaus selbst und das Kirchlein dazu. Hinter dem Spital liegt das städtische Spitalthor. Es ist das ausgedehnteste und malerischste, ist oft dargestellt und deshalb sehr bekannt. Mittelalterlich ist nur der innere Thorthurm, die Bastei davor stammt aus dem 16. Jahrhundert und ist schon für schweres Geschütz eingerichtet.

Beim Spitalthor beginnt die stärkere Befestigung, welche Spital und Stadt gegen die Hochebene hin umgibt. Hier wehrte dem Feind vorn ein breiter, ausgemauerter Wassergraben. Die innere Grabenmauer deckt zugleich einen hinter ihr liegenden Zwinger und hat niedrige, weit in den Graben vorspringende Thürme. Hinter dem Zwinger steigt die eigentliche Stadtmauer auf. Sie ist hier dicker und höher als auf der Tauberseite, ihr Wehgang breiter. Die ursprünglich offenen Zinnenausschnitte sind, als die sicherzielenden

Lothbüchsen aufkamen, mit Steinplatten zugesetzt, in denen nur ein Loch für Rohr und Ziellinie blieb (Abb. 5). Auch das Dachwerk ändert sich: Die Windstreben in den Bindern sind jetzt gegen die Zinnenwand gerichtet, dagegen ist die Stielwand von Strebewerk frei, weil auf sie bei West und Südwest kein Dachschub entfällt. Im Gespärre ist der Längsschub durch Steifhölzer aufgehalten, die vom Scheitel des einen Gebindes gegen die Schwellenmitte des nächstfolgenden laufen. Wo der Gang die Thürme und Thore quert, ist erfinderisch manche Schwierigkeit gelöst. Die zusammengesetzteste und dabei leidlich erhaltene — wenn auch bauzeitlich nicht einheitliche — Anlage ist das Klingenthor. Der schöne, schlanke Thorturm mit den malerischen Wehrgängen und Treppen auf der Stadtseite ist ein rühmlich bekanntes Architekturbild. Er

alter Zimmerei und Thorversicherung (Abb. 4). Von den übrigen leidlich vollständigen Thoren, dem Röderthor und Burgthor, ist noch zu erwähnen, daß sie malerische Vorthore besitzen.

Die Wanderung über die Wehrgänge ist nicht bloß lehrreich, sondern auch höchst unterhaltend. Da die Häuser ihre Schauseite den die Stadt durchziehenden Verkehrsstraßen zuwenden, so sieht man von der Stadtmauer aus die Kehrseite der Grundstücke: gemüthliche Gärtchen mit bunter Wäsche, Dachfenster mit altmodischen Blumen, malerisches Hofgerümpel mit den intimeren Haus- und Stallscenen und oben ein Durcheinander von Dächern und Dächelchen, mit Ziegeln aus allen Zeiten und mühsamsten Anstalten zur Abwehr von Wasser und Schnee. Der Wehrgang selbst dient stellenweise als Reiferbahn, nur selten eilt bei Regenwetter einmal ein geschäftiger

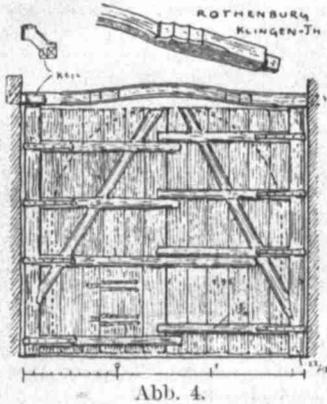


Abb. 4.

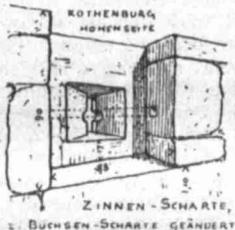


Abb. 5.



Abb. 2. Cobolzeller Thor.

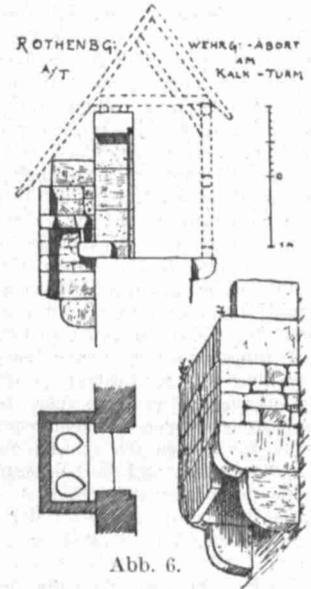


Abb. 6.

enthielt zwei Thorverschlüsse. Der nur noch in Resten vorhandene Zwinger hatte ein drittes Thor. Dann folgt wieder der übliche Vorhof, dessen Vorderseite durch ein Capellen geschlossen wird. Zur Rechten des Vorhofes führt ein Batteriegang zur wehrfesten Außenwand der Capelle hinauf. Zur Seite links lehnt das vordere Thorhaus an, welches auch wieder zweifachen Thorverschlus und außerdem innen ein Fallgitter, außen eine Zugbrücke besaß. Die eichenen Thortügel, größtentheils erhalten, bieten ein gutes Beispiel

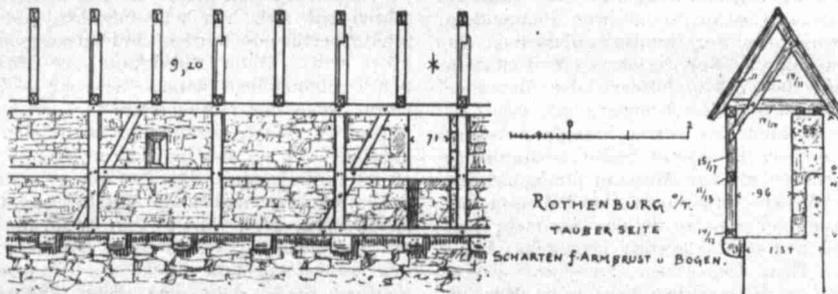


Abb. 3.

Schritt über die ausgetretenen Steinplatten. Dafür lärmt und knallt es an Straßendurchgängen. Dort drängt sich noch wie vor Jahrhunderten. Und draußen vor dem Thore sieht man immer eigenartiges Leben: Da ist der unvermeidliche Biergarten, wohin der Bürger Sonntags zieht, das Kreuz am Weg, der Brunnen und die Linde, die Bank mit dem Blick auf die Landstraße oder in den Thalgrund, so kehrt es in amuthigen Wandlungen immer wieder, und es zieht uns wie Klänge des Volksliedes durch den Sinn. (Fortsetzung folgt.)

Die Museen und die Denkmalpflege in der Provinz Hannover.

Als nach den Befreiungskriegen die mächtige vaterländische Begeisterung durch die damalige politische Lage in ödem Indifferentismus oder phrasenhaftem Weltbürgerthum unterzugehen drohte, da versuchte der Freiherr v. Stein eine Begeisterung neu in der Volksseele erwecken zu lassen, welche, fernab von den großen Tagesfragen, in der Stille der Provinzen die Liebe zur engeren Heimath wecken und wachsen lassen sollte, um dadurch den Boden zu bereiten für die Liebe zum größeren Vaterlande. Der Gründung des Geschichtsvereins 1819 in Frankfurt am Main folgte überall die Gründung von Historischen Vereinen, die es sich zur Aufgabe stellten, die Geschichte der engeren Heimath zu erforschen. Aber nicht allein was die geschriebene Urkunde überlieferte, sondern auch die monumentalen Beläge dazu, die Gebrauchsgegenstände des Cultus und des täglichen Lebens, wurden die Mittel, den Menschen zu zeigen; wie die Vorfahren gelebt und gedacht, was

bleibend und was vergänglich ist im Wandel der Zeit. Und ein unsichtbares Band verknüpfte diese Vereine in ihrer stillen, selbstlosen Arbeit: das gemeinsame Bestreben, die Denkmäler der Vorzeit zu sammeln und sie dadurch vor der Zerstörung zu bewahren. Wohl hatte in Preußen Schinkel schon 1815 auf den nothwendigen staatlichen Schutz der Denkmäler hingewiesen, wohl wurden von der Regierung Verordnungen auf Verordnungen erlassen, um der immer mehr um sich greifenden Denkmalschändung entgegenzutreten; aber die Erfahrung in langer Zeit hat gelehrt, daß durch Verordnungen allein Denkmäler nicht geschützt werden können. Da sind es denn in den Jahren politischer Muthlosigkeit die Geschichtsvereine gewesen, die durch Lehre und Beispiel den Verordnungen der Behörden, die Denkmäler zu schützen, Eingang in die breiteren Volksschichten verschafft haben und so in hervorragender Weise die Conservatoren der Landesdenkmäler geworden sind.

Auf Anregung des bayerischen Gesandten am hannoverschen Hofe Frlrn. v. Horrmeyer-Hartenburg wurde 1835 der Historische Verein für Niedersachsen in Hannover ins Leben gerufen, und dieser ist eifrig bemüht gewesen, anzuregen und zu sammeln und dadurch zu erhalten, bis auf den heutigen Tag. 1853 wurden die Sammlungen des Historischen Vereins mit denen der Naturhistorischen Gesellschaft und der öffentlichen Kunstsammlung zu einem „Museum für Kunst und Wissenschaft“ vereinigt. Dadurch jedoch, daß die Sammlungen der Vereine blieben, blieb auch das Interesse für die Sammlungen erhalten. Auf der breiteren Grundlage eines Museums konnte der Historische Verein weit wirksamer seine conservatorische Thätigkeit ausüben, als es in dem engeren Rahmen einer Vereinssammlung möglich gewesen wäre. Die staatliche Fürsorge für die Denkmalpflege, die in Hannover auf Anregung des Historischen Vereins im Jahre 1841 beginnt, ist bis 1866 ausschließlich auf den Schutz vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler gerichtet, ein Gebiet, dessen besondere Pflege der Historische Verein für Niedersachsen sich angelegen sein ließ. Dieser erhaltenden Fürsorge für die genannten Alterthümer ist es allein zu danken, daß das hannoversche Provincial-Museum eine solch in sich abgerundete Sammlung vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer besitzt, wie sie wohl kaum ein Museum einer anderen Provinz aufzuweisen hat. Neben den vorgeschichtlichen Gegenständen wurden profane und kirchliche Alterthümer gesammelt, jedoch nur das, was in den Kirchen entbehrllich wurde. Es zeugt dies von großem Verständniß für die conservatorischen Aufgaben des Vereins. Nicht alles, was nur zu erreichen war, wurde vom ursprünglichen Orte fortgeschleppt, sondern lediglich das, was dem Verderben ausgesetzt war, die misachteten Gefäße und unscheinbaren Beigaben der vorgeschichtlichen Zeit und das vom Unverstand der Menschen und dem Wurmfraß Beschädigte in Kirchen und Capellen wurde in das Museum gerettet. Und Rettungshäuser in erster Linie sollen Provincial-Museen sein. Ihre wohlverstandene Aufgabe, selbst wenn diese Museen noch so reich dotirt sind, wird nie darin bestehen dürfen, mit den großen Centralmuseen in den Reichshauptstädten Europas einen Wettbewerb einzugehen. Müssen die großen Museen das Material in weitestem Umfange sammeln und herbeischaffen für die Wissenschaft, die an keine Landesgrenzen gebunden ist, so werden die Provincial-Museen im wesentlichen die Aufgaben der geschichtlichen Vereine zu übernehmen haben, zu erhalten und die Denkmäler der heimathlichen Provinz zu sammeln, soweit sie an Ort und Stelle nicht erhalten werden können. Sind die großen Central-Museen vornehmlich die ungeheuren Sammelstätten für die Wissenschaft, in denen ein internationales Gelehrtenpublicum die Unterlage für seine Arbeiten finden können muß, so ist dem Provincial-Museum das bescheidenere Gebiet zugewiesen, die heimische Geschichte in ihren Denkmälern zu erläutern und durch Vermehrung der Kenntniß derselben die Liebe zur engeren Heimath zu mehren. Nur die erweiterte Kenntniß der Denkmäler kann diese in der Werthschätzung der Menschen höher stellen und uns dem Endziele näher bringen, daß die Fürsorge für die Denkmäler nicht mehr als etwas Fremdes, Aufsergewöhnliches, ja Lästiges, sondern als etwas Selbstverständliches empfunden wird. — 1863 wurde neben dem Museum für Kunst und Wissenschaft das Königliche Welfen-Museum in Herrenhausen bei Hannover errichtet. Auch von hier aus wurde das Sammeln conservatorisch betrieben, wobei fast ausschließlich kirchliche Alterthümer gesammelt wurden. Eine Concurrnz zwischen diesem Museum und den Sammlungen des Historischen Vereins im Museum für Kunst und Wissenschaft konnte nicht entstehen, weil die Leitung beider in der Hand eines Mannes, des hochverdienten Studienraths Dr. Müller vereinigt war. Am 31. Mai 1864 wurde vom hannoverschen Ministerium des Innern das Amt eines Conservators der hannoverschen Alterthümer geschaffen und dem Genannten übertragen. Man hatte es für selbstverständlich gehalten, daß die conservatorische Thätigkeit, die bislang vom Historischen Vereine durch dessen Sammlerthätigkeit ausgeübt war, auch von derjenigen Persönlichkeit in Zukunft auszuüben sei, von der die öffentlichen Sammlungen geleitet wurden. Und wie die Zukunft lehren sollte, hatte man Recht daran gethan. Das Museum für Kunst und Wissenschaft war bestimmt demnächst mit dem Königlichen Welfen-Museum vereinigt zu werden; durch das Eintreten der Ereignisse von 1866 wurde es dann zu einem Provincial-Museum umgewandelt. Auch nach dieser politischen Umwälzung blieb Studienrath Müller der Conservator an den Sammlungen des Historischen Vereins im Museum und Conservator der hannoverschen Alterthümer bis zu seinem 1886 erfolgten Tode. Das Welfen-Museum blieb in seinem Bestande bestehen, wurde jedoch nicht weiter fortgeführt. 1890, am 1. April, wurde zum ersten Male ein Director in der Person des Unterzeichneten, der bisher Directorial-Assistent bei den Königlichen Museen in Berlin gewesen war, an die Spitze gestellt. Das Amt

des Conservators der hannoverschen Alterthümer wurde nach dem Tode des Studienraths Müller auftragweise verwaltet und nicht wieder neu besetzt, bis die Einrichtung der Provincial-Conservatoren auch in der Provinz Hannover 1894 eingeführt wurde. Nach den guten Erfahrungen, die man in Hannover ein Menschenalter lang damit gemacht hatte, daß die Thätigkeit des Sammelns und Erhaltens in eine Hand vereinigt war, wurde auch jetzt von der Provincialverwaltung der Director des Provincial-Museums zum Provincial-Conservator erwählt und als solcher bestätigt. Fünf Jahre sind seitdem vergangen, und es ist nichts geschehen, was die Meinung ändern könnte, daß in Hannover beide Aemter am besten in einer Hand vereinigt seien, da von Anfang an bis auf den heutigen Tag im Sinne der Denkmalpflege gesammelt wird. Schon lange bevor der Provincial-Conservator ernannt wurde, hatten sich in anderen Städten der Provinz kleine Ortsmuseen gebildet, die in richtiger Erkenntniß neben dem Provincial-Museum als zulässig erachtet und aus Mitteln der Provinz unterstützt worden waren. Im besten Einvernehmen mit dem Provincial-Museum und von diesem in jeder Weise unterstützt, üben in den fünf übrigen Regierungsbezirken sechs Ortsmuseen eine sammlerische Thätigkeit aus, die im Interesse der Denkmalpflege mit Freuden begrüßt werden kann. In Emden, Osnabrück, Stade, Lüneburg, Hildesheim und Göttingen sind in den dortigen Museen feste Stützpunkte gefunden, von denen aus das Interesse für die Erhaltung der Denkmäler in ihrer Umgebung verbreitet wird und deren sammlerische Thätigkeit dadurch, daß sie sich auf ihre örtlichen Alterthümer bezieht, mit dem Provincial-Museum nicht in Widerspruch gerathen kann. So ist gewissermaßen die ganze Provinz mit sieben festen Lagern besetzt, von denen aus der Kampf mit der Zerstörungssucht und dem Vandalismus der Menschen wohl aufgenommen werden kann und denen 500 Vertrauensmänner Nachrichten senden, wenn Gefahr im Verzuge ist. Die naturgemäße Vereinigung der beiden Aemter, das des Museumsdirectors und des Provincial-Conservators, in einer Hand hat jedoch nicht allein den Vortheil, daß diejenigen beweglichen Denkmäler, welche an Ort und Stelle nicht zu erhalten sind, Aufnahme in einem Museum finden können, sondern es läßt sich auch vom Provincial-Conservator besser eine Einwirkung dahin erzielen, daß die Wiederherstellung beweglicher Denkmäler unter seiner Aufsicht sachgemäß vollzogen wird. Seit meiner Amtsführung empfehle ich den Besitzern von Denkmälern, Kirchenvorständen usw., welchen die Genehmigung zur Wiederherstellung von Altären, Statuen usw. erteilt ist, die Gegenstände in unser Museum zu senden, nachdem die von mir empfohlenen Künstler, Bildhauer und Maler zuvor Kostenschläge vorgelegt haben. Die Arbeiten werden dann im Provincial-Museum unter meiner Aufsicht ausgeführt. Dieses Verfahren hat sich hier sehr bewährt, indem einmal die Arbeitgeber nicht übertheuert werden, und unsachgemäße Wiederherstellung verhütet wird. Diese Mitwirkung der Museen in den Provinzen an der Denkmalpflege kann eine sehr bedeutsame sein, jedoch nur dann, wenn der Museumsdirector den Provincial-Conservator nicht überwiegt. Wenn letzterer die sämtlichen Denkmäler in der Provinz gleichviel ob sie sich in Museen oder in Kirchen befinden, als eine große zusammengehörige Sammlung betrachtet, für deren Erhaltung er haftbar ist und deren Nutzbarmachung er sich angelegen sein lassen muß, dann wird es ihm, wenn die Aemter des Erhaltens und des Sammelns in seiner Hand vereinigt sind, nicht schwer fallen, mit weitschauendem Blicke zu erkennen, ob ein Stück an der richtigen Stelle steht oder nicht. Es wird dann leicht der Fehler vermieden, in kleinem Sammlereifer das ins Museum zu stellen, was besser an dem Orte seiner ersten Bestimmung verbleibt. Und in richtiger Erkenntniß, daß er der Denkmalpflege zu dienen habe, wird der Museumsdirector seine Sammlungen dem großen Publicum näher zu bringen suchen, um in den breiteren Schichten der Bevölkerung das Verständniß für die Denkmäler und damit das Interesse für ihre Erhaltung zu mehren. Gerade die breiteren Schichten der Bevölkerung aber sind es, welche hier in Hannover, an Werktagen und besonders an Sonntagen, oft von weit her, die Besucher zu Tausenden ins Museum senden, während diejenigen Menschen, denen Concert und Theater als Bildungsmittel zur Verfügung stehen, in sehr geringer Zahl unter den Museumsbesuchern zu finden sind. Und darum wird auch die Aufstellung der Sammlungen und ihre Benutzung so bewirkt werden müssen, daß die große Menge, das Laienpublicum, Belehrung und Anregung finden kann. Unentgeltlich durchschreitet der Minderbegüterte mit dem Reichen dieselben Räume, mit ihm dieselben Rechte theilend; er führt, wenn auch unbewußt, das Walten einer gleichenden Gerechtigkeit, er nimmt einen Bildungskern mit sich fort, der ihm den Groll mindert gegen die vom Glück mehr Begünstigten und der in seinem Herzen den Boden bereitet für diejenige Gesittung, die auch den Denkmälern Schutz gewährt.

Hannover.

Reimers.

Vermischtes.



E. Rose phot.

Walkenried. Obgleich die braunschweigische Regierung bereits vor einer Reihe von Jahren die in kunstgeschichtlicher Beziehung hervorragenden Ruinen des ehemaligen Cistercienserklosters Walkenried durch Sachverständige — u. a. auch durch den Geh. Regierungs- und Bau Rath Hase in Hannover — hatte untersuchen lassen, um die Frage der Erhaltung derselben zu beantworten, hat sie, veranlaßt durch den im letzten Sommer bei vollständig ruhigem Wetter erfolgten Einsturz eines Theiles der Chorrinne der Kirche*) eine

nochmalige Untersuchung unter Zuziehung des Landbauinspectors Hasak in Berlin, der sich mit Walkenried beschäftigt hatte⁶⁹⁾, herbeigeführt. Leider konnte bei dieser Untersuchung im wesentlichen nur das bestätigt werden, was die früheren Sachverständigen bereits festgestellt hatten: eine Erhaltung der Kirchenruinen, namentlich derjenigen des Chores ist trotz der von der Regierung aufgewandten nicht unerheblichen Mittel nicht möglich, weil die Mauern ursprünglich ungenügend gegründet sind — nur eine Schicht von Reisig scheint man auf dem morastigen Boden unter dem Mauerwerk ausgebreitet zu haben (!) — und der aus Gips bestehende Untergrund von dem in unmittelbarer Nähe vorbeifließenden Wiedaflusse fortwährend durchspült und unterhöhlt wird. Ein Unterfangen der Grundmauern oder sonstige Arbeiten können jedoch an den Ruinen nicht mehr vorgenommen werden, weil der Zustand derselben ein höchst gefährdender ist (vgl. d. Abb.). Es bleibt auch nach den neuesten Untersuchungen der Ruinen nichts weiter übrig, als den Einsturz abzuwarten und Vorkehrungen zu treffen, daß die niederstürzenden Mauer Massen und Architekturtheile möglichst wenig Beschädigungen ausgesetzt werden. Um unter Umständen den Wiederaufbau der Ruinen, die dem Landschaftsbilde einen eigenartigen Reiz verleihen, nach dem Einsturze zu ermöglichen, hat die Königl. Meißbildanstalt in Berlin auf Veranlassung der braunschweigischen Regierung etwa 30 Aufnahmen von den gefährdeten Ruinen der Klosterkirche angefertigt, nach denen augenblicklich die geometrischen Zeichnungen hergestellt werden. Der vorliegende Fall zeigt, von welchem Werthe das Meißbildverfahren für die Erforschung und Erhaltung der Denkmäler ist; zu wünschen wäre, daß die Einrichtung des in Preußen bestehenden „Denkmäler-Archives“ nicht auf diesen Staat beschränkt bliebe, sondern auf das ganze deutsche Reich ausgedehnt würde. Es steht wohl kaum zu bezweifeln, daß der Regierung, die seit Jahrzehnten den steinernen Klosterschätzen in Walkenried eine besondere Fürsorge hat zu theil werden lassen, demnächst die Mittel zu Gebote stehen werden, diese Schätze der Nachwelt an Ort und Stelle als lehrreiche Zeugen einer hervorragenden Kunstthätigkeit zu erhalten. Auf die Ruinen sowie überhaupt auf das Kloster Walkenried hoffen wir demnächst eingehender zurückkommen zu können. Pf.

Einem Berichte des Conservators der Bau- und Kunstdenkmäler Lübecks, Baudirector Schaumann, über seine Thätigkeit im letzten Rechnungsjahre entnehmen wir, daß, nachdem am 1. Februar 1897 der Senat Verordnungen betreffend den Schutz der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmäler erlassen hatte, die Aufzeichnung dieser Denkmäler eingeleitet worden ist. An den Aufnahmen für die Inventarisierung wurde weitergearbeitet und für die dabei erwünschte geschichtliche und archivalische Forschung ein Hilfsarbeiter in der Person des Oberlehrers Dr. Hirsch gewonnen. Mit der Drucklegung des Inventars soll bald begonnen werden. Wiederherstellungen sind vorgenommen worden im Dome (Instandsetzung der Orgel-schaubeite, des darunter befindlichen Krämerchores und mehrerer Grabdenkmäler, Befreiung des alten eichenen Kirchengestühls vom

Oelfarbenanstrich) und in der Petrikirche (Ausmalung der neuen Südvorhalle, Instandsetzung des Altars, Aufstellung eines Wiederherstellungsentwurfes für das Nordost-Portal). Die zu Anfang dieses Jahrhunderts arg verstümmelte Fassade des Füchtlinghofes, Glockengießerstraße 25, wurde unter Benutzung der alten brauchbaren Theile gründlich erneuert. Im Heiligen Geist-Hospital wurde die Instandsetzung und Ausmalung der Kirche vorbereitet, sowie mit den dazu erforderlichen Bauarbeiten begonnen. Im übrigen wurden verschiedene alte Malereien wiederhergestellt und vor weiterem Verfall geschützt; an der Buntekuher Scheide wurde der obere Theil eines großen gothischen Wegekreuzes aus Kalkstein ausgegraben; die beim Bau des Elbe-Trave-Canals aufgedeckten Reste der alten Befestigungen wurden vor ihrer Beseitigung aufgemessen und gezeichnet, die dabei gemachten Münzenfunde dem Museum überwiesen. Neue vorgeschichtliche Funde sind nicht zu verzeichnen. Dagegen gelang es, einen großen Theil der Kunstgegenstände aus dem Nachlasse des Kupferschmiedes Hübner für Lübeck zu erhalten. Leider ist auch im letzten Jahre wieder eine größere Zahl alter Giebelhäuser modernen Neubauten zum Opfer gefallen. Immerhin ist es als eine Errungenschaft zu bezeichnen, daß auf Antrag des Conservators das Polizeiamt angewiesen worden ist, „von allen Baugesuchen aus der inneren Stadt, mit denen der Abbruch eines vorhandenen Gebäudes verbunden ist, dem Conservator möglichst frühzeitig Kenntniß zu geben“, sodaß wenigstens Aufnahmen gemacht und die Kunstgegenstände aus solchen Häusern für Lübeck gerettet werden können.

Kloster Vefra bei Schleusingen. Das Kloster Vefra ist um 1130 von dem Henneberger Grafen Gottebold (Gottwald) und seiner Gemahlin Liutgard gegründet und war ein Doppelkloster für Prämonstratenser-Mönche und Nonnen. Indes schon 1175, nach einem Brande sahen sich die Henneberger genöthigt, das Nonnenkloster nach dem benachbarten Troststadt zu verlegen, oder nach dem Ausdruck des Chronisten „das Stroh vom Feuer zu sondern“. Vefra erlangte nun rasch eine ganz außerordentliche Blüthe als Hauskloster der Landesherren, die meist ihre letzte Ruhe in der Klosterkirche fanden. So überdauerte es auch die Reformation eine geraume Zeit. Erst 1573, nach dem Tode des letzten Abtes, ward es säcularisirt und als Domäne, zeitweise auch als Stuterei eingerichtet. Gegenwärtig sind noch erhalten: die Kirche, bis auf die Apsiden, die alte Grabcapelle, Theile des Kreuzganges mit dem Refectorium und ein prächtiges Thorhaus mit drei Rundbogeneingängen.

Die Kirche ist als kreuzförmige Pfeilerbasilika in den einfachen Formen der Gründungszeit gebaut. Die Zierglieder sind dürftig, Basen und Capitele für romanische Wohnheit sehr regelmäßig, doch das Mauerwerk vortrefflich in rothen Sandsteinquadern aufgeführt. Dem Bauwerke ist in der Frühzeit der Gothik eine mächtige Fassade vorgelegt worden, zwei stolze Thürme nach dem Vorbilde des Bamberger Domes, das Zwischenhaus mit Kreuzrippengewölbe und prächtigem Portal. Man kann nicht leugnen, daß die hohe, geräumige, 63 m lange Anlage sich als Scheune vorzüglich eignet. Im Mittelschiff können fünf beladene Getreidewagen hinter einander stehen, und die Abseiten fassen ungeahnte Mengen von Stroh und Futter. Ganz allerliebste ist es, wie die Tauben sich in den hohen Thürmen heimisch gemacht haben. Diese reinlichen Thiere haben alle Stockwerke besetzt, alle Oeffnungen mit ihren Nestern ausgefüllt, ziehen hier, vor schädlichem Gethier und jeder Störung bewahrt, unzählige Junge und bereiten mit diesen einen sehr geschätzten Mist, welcher in solchen Mengen auf den Treppen und Zwischenböden liegt, wie ihn wahrscheinlich wenige Menschen je gesehen haben. Auch macht es auf den Besucher einen erhebenden und sinnigen Eindruck, daß sich im Hofe des Kreuzganges jetzt eine muntere Herde Schweine tummelt und die gesichtliche Bedeutung des Ortes, die Weihe dieser alten Grabstätte in behaglichem Grrunzen feiert. In der ursprünglichen Henneberger Grabcapelle liegen die Kartoffeln der Tagelöhner. Die angenehme Kühle der Gruft wird noch dadurch gehoben, daß die Capelle von außen mit einem starken und hohen Erdwall vollständig umgeben ist. Landbauinspecteur Sommer hat sie bei seinen Aufnahmen anscheinend gar nicht bemerkt. Das spätgothisch eingerichtete Refectorium mit einer guten Holzdecke dient jetzt als Wagnerwerkstatt. An der Ostwand finden sich noch Malereien, das Henneberger Wappen, Maria mit Kind, eine große Kreuzigung und der heilige Augustinus, alles recht brav und flott auf den rohen Putz gezeichnet, in der Farbe aber von großartigem Reiz. Unbeschädigt ist nur das Gesicht Marias erhalten: die geschwollenen Lippen, die geröthete Nase, die thränen-schweren Augen, die gedunsenen Wangen verrathen eine ausgezeichnete Hand und ein sicheres Studium der Natur. Ich erinnere mich nicht, selbst auf Tafelbildern die volle Stumpfheit des Schmerzes so einfach ergreifend, ohne jede Uebertreibung dargestellt gesehen zu

⁶⁹⁾ Centralbl. d. Bauverw. 1898, S. 330. — ⁶⁹⁾ daselbst 1897, S. 552.

haben. Leider, wie es in einer Wagnerei hergeht, sind gerade an diese freie Wand alle möglichen Stangen und Bretter angelehnt und auf den Gemälden hin- und hergeschoben worden. So gehen breite Schmarren quer über die Köpfe und Leiber. Die Kreuzigung ist besonders hart mitgenommen. Es ist eigenthümlich, daß die Wandgemälde in dem benachbarten Heinrichs, welche hohe ikonographische, aber ganz geringe künstlerische Bedeutung haben, auf Staatskosten wiederhergestellt worden sind, während einige Meilen davon viel werthvollere Reste durch ein bloßes entschiedenes Wort vor dem völligen Untergange bewahrt werden könnten. Und so ist es mit der ganzen Ruine. Durch Ausräumen derselben, Entfernung der Zwischenböden, Oeffnung der Oberfenster, Herstellung der ursprünglichen Pultdächer über den Seitenschiffen könnte mit dem geringsten Aufwand der ursprüngliche Eindruck wiederhergestellt werden. Es ist dies wohl seit 50 Jahren der Wunsch der Kunstfreunde in Althenberg. Freilich, man müßte dem Pächter eine Scheune bauen!

B—r.

In der Jahressitzung der Provincial-Commission für die Denkmalpflege in Brandenburg, die am 17. d. v. M. unter Vorsitz des Oberpräsidenten Staatsministers Dr. v. Achenbach stattfand, wurde gelegentlich der Neuwahl von Vertrauensmännern die Wahl solcher auch für die Stadt Berlin durch den Architekten Wallé angeregt. Die Versammlung lehnte jedoch, da ihre Wirksamkeit auf Berlin sich nicht erstreckt, diesen Antrag ab, wenngleich es als höchst erwünscht bezeichnet wurde, daß Berlin, zumal bei den gerade in dieser Stadt vielfach und unvorhergesehen eintretenden Veränderungen an Kunstdenkmälern, gleiche Einrichtungen wie die übrigen Provinzen für den Denkmalschutz treffen möchte. Ueber Vorschläge der Commission für die Denkmalpflege in der Provinz Hannover betreffend Kartirung der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler, erstattete Geheimrath Friedel, über sogenannte historische Grundkarten von der unteren Maingegend und den ehemaligen Aemtern Hessen Cassel, die Prof. Thudichum in Tübingen vorgelegt hat, sowie über einen Antrag des Commissionsmitgliedes Prof. Dr. Jentsch (Guben) betreffend Maßnahmen zum Schutze der im Eigenthum von Gemeinden, Schulen und Vereinen befindlichen Sammlungen der Provincialconservator Geh. Baurath Bluth Bericht. Letzterer machte sodann Mittheilungen über seine Bemühungen zur Herbeiführung einer Wiederherstellung der romanischen Nicolaikirche in Brandenburg und des Pulverthurmes in Mittenwalde, sowie über die Maßnahmen, welche zur Verhinderung von Abgrabungen an dem Marienberge in Brandenburg getroffen sind. Eine sehr wünschenswerthe Wiederherstellung der Kirche St. Petri und Pauli in Wusterhausen a. d. D., namentlich im Innern, wird sich zunächst kaum ermöglichen lassen, da hierfür Mittel von den Baupflichtigen nicht zur Verfügung gestellt sind. In der Gemarkung Sommerfelde, Kreis Ober-Barnim, ist im Laufe des letzten Sommers ein heidnisches Gräberfeld aus dem 4. bis 6. Jahrh. v. Chr. aufgefunden und untersucht worden. Weiterhin gab der Provincialconservator Kenntniß von der erfolgten Bildung des „Ukermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins“ in Prenzlau, der sich die Erhaltung und Sammlung der in den drei ukermärkischen Kreisen sich vorfindenden Denkmäler sowie die Hebung des Kunstgewerbes in der Uckermark zur Aufgabe gemacht hat, und berichtete über seine Thätigkeit für Erhaltung oder Wiederherstellung vorhandener Denkmäler. Dabei fand die nach einem Plane des Geh. Regierungsraths v. Tiedemann stattgehabte wohlgelungene Erweiterung der aus dem 15. Jahrh. stammenden, in Granitquadern errichteten einschiffigen Kirche in Neuenhagen, Kr. Nieder-Barnim, Erwähnung, welche in dem Anbau eines südlichen Seitenschiffes besteht, der unter Verwendung der bei dem Abbruche der alten Südwand gewonnenen Granitquadern erfolgt ist.

B.

Das Leseput im Dom zu Naumburg a. d. S., eins der vorzüglichsten deutschen Bildhauerwerke aus dem 13. Jahrhundert, steht dort völlig ungeschützt und der Beschädigung ausgesetzt in einer Ecke auf dem Fußboden. In der That ist es denn auch bestofsen und vielfach mit Namen bekrizelt; an der einen Hand fehlt ein Finger. Das Leseput stellt einen jungen Geistlichen dar, wie er dem Vorlesenden das Buchbrett entgegenhält. Es ist in seiner vollendeten Beherrschung der menschlichen Gestalt wie in seiner großen Natürlichkeit eines der größten Meisterwerke der mittelalterlichen Bildhauerkunst. Das Domcapitel müßte es in dem Westchore des Domes aufstellen und durch eine geeignete Vorkehrung vor der Berührung und Verletzung schützen lassen, damit dieses unvergleichliche Kunstwerk, das sich durch die Jahrhunderte herüber gerettet hat, nicht in der „kunstverständigen Neuzeit“ zu Grunde geht.

Die Reste des römischen Nordthores in Köln sind, bevor sie im vergangenen Jahre niedergelegt und beim Museum wieder aufgebaut wurden, einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden, über deren Ergebnisse Stadtbaurath Steuernagel in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (Heft 103) berichtet,

indem er die früheren Forschungen (Centralbl. d. Bauverwaltung 1893, S. 81) in einigen Punkten ergänzt. Die Grundmauern waren auffallend breit angelegt, vermuthlich, um ein Unterwühlen des Thores durch den Feind zu erschweren. Beim Abbruch ergab sich, daß das Thor das erste Bauwerk an dieser Stelle war und daß es vor Ausführung der Stadtmauer hergestellt worden ist. Vielleicht darf der Umstand, daß von den verwendeten Ziegeln noch keiner einen Militärstempel trug, als eine Bestätigung dafür aufgefaßt werden, daß das Thor noch unter den ersten Kaisern errichtet worden ist.

—e.

In der Kirche von Kirchhorst im Kreise Burgdorf wurden bei Gelegenheit der Wiederherstellungsarbeiten, für die der Gemeinde eine Staatsbeihilfe von 5000 Mark zu theil geworden ist, Spuren alter Wandmalereien gefunden. Bei der auf Veranlassung des Provincialconservators Dr. Reimers erfolgten Freilegung, für welche der Pastor Uhlhorn die Mittel bereitwilligst zur Verfügung stellte, ergab sich, daß Gewölbe und Wände des in bescheidenen Abmessungen gehaltenen gothischen Chores mit Figuren und Ornamenten bedeckt waren, welche dem Anfange des 15. Jahrhunderts zugeschrieben werden können und in ihrer geschickten Darstellung einen kunstgeschichtlichen und künstlerischen Werth beanspruchen dürfen. Die Gewölbekappen zeigen je zwei Apostelgestalten, in der Kappe des Chorschlusses die Krönung der Maria, gegenüber den Patron St. Nikolaus mit den knieenden Stiftern. Einzelne Ornamente und Gestalten sind in Farbe und Zeichnung fast vollständig erhalten, das Fehlende kann leicht ergänzt werden. Zur Deckung der Wiederherstellungskosten, die auf rund 1000 Mark angegeben wurden, sind von der Provinz Hannover und dem Patrone der Kirche Beihilfen zugesagt. So ist uns ein schönes Beispiel mittelalterlicher Wandmalerei in der Nähe Hannovers dank der Fürsorge und dem kräftigen Eintreten der beteiligten Kreise von neuem erschlossen worden.

C. Wolff.

Die letzten Hefte der „Zeitschrift für christliche Kunst“, herausgegeben vom Domcapitular A. Schnütgen in Köln, enthalten eine Reihe von Aufsätzen, die für die Leser der „Denkmalpflege“ von Interesse sein werden. Neben einer längeren Abhandlung über Giovanni da Fiesole von H. Schrörs werden werthvolle Aufsätze über ein neuentdecktes Sassanidengewebe in St. Kunibert zu Köln (Schnütgen), über ein zum ersten Male veröffentlichtes Bildniß Ferdinands des Heiligen von Murillo (Justi) und über die Gastkammern im Hochmeisterschloß der Marienburg (Steinbrecht) dargeboten. Der besonderen Beachtung empfehlen wir die letztgenannte Mittheilung, die über die frühere und spätere Benutzungsart der Gasträume im Feldflügel vom Mittelschloß der Marienburg zu mittelalterlicher Zeit Aufschluß giebt. Kürzere Nachrichten aus den der Zeitschrift naheliegenden Gebieten, Ausstellungsberichte, Buchbesprechungen usw. bilden den Rest vom Inhalte der lesenswerthen Hefte. Wir lenken das Augenmerk der Leser auf diese Zeitschrift, weil wir das vortrefflich geleitete Blatt als ein Unternehmen von besonderer Bedeutung für die Erweckung des Interesses an der Pflege der Kunstdenkmäler ansehen, ein Unternehmen, dessen Bestrebungen geeignet sind, die „Denkmalpflege“ in der Verfolgung ihrer weiter gesteckten und in gewissem Sinne doch auch wieder bestimmter begrenzten Ziele wirksam zu unterstützen.

Die Art des Erscheinens der „Denkmalpflege“ erfährt gegen den ursprünglichen Plan insofern eine Aenderung, als das Blatt nicht alle 14 Tage im Umfange eines halben Bogens, sondern in Zwischenräumen von drei bis vier Wochen in größerer Stärke ausgegeben werden soll. Wünsche von befreundeter Seite und eigene Wahrnehmungen an dem reichlich zufließenden Stoffe haben uns zu dieser Maßnahme bestimmt. Wenn anfänglich kürzere Zeitabschnitte in Aussicht genommen waren, um dem Gange der Ereignisse schneller folgen zu können, so bietet die nunmehr getroffene Anordnung den Vortheil, daß, unter Gewähr der erforderlichen Mannigfaltigkeit des Inhalts, der Stoff weniger zersplittert wird. Nach jeweiliger Beschaffenheit dieses Stoffes wird die Stärke der einzelnen Nummern, die nicht von vornherein bestimmt festgelegt werden soll, bemessen werden. In der Regel wird sie einen Bogen betragen, und die im Jahrgange zur Ausgabe gelangenden 16 Bogen sollen zu etwa gleichen Theilen auf die vier Vierteljahre vertheilt werden.

Inhalt: Zur Einführung. — Die Kirche zu Jung-St. Peter in Straßsburg. — Alt-Nürnberg in Gefahr! — Streifereien durch alte Städte. — Die Museen und die Denkmalpflege in der Provinz Hannover. — Vermischtes; Walkenried. — Bericht des Conservators der Bau- und Kunstdenkmäler Lübecks. — Kloster Vofra bei Schleisingen. — Jahressitzung der Provincial-Commission für die Denkmalpflege in Brandenburg. — Leseput im Dom zu Naumburg a. d. S. — Reste des römischen Nordthores in Köln. — Alte Wandmalereien in der Kirche von Kirchhorst. — Inhalt der letzten Hefte der „Zeitschrift für christliche Kunst“.

Für die Schriftleitung verantwortlich: O. Hofstedt, Berlin. Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin. Druck von J. Kerskes, Berlin.